

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 37

Duitsburg, den 12. September 1931

32. Jahrgang

Nicht nur Youngplan, sondern auch Versailler Diktat

Nls im Jahre 1929 der Youngplan an Stelle des Dawespaktes unter tätiger Mithilfe des früheren Reichsbankpräsidenten Schacht ins Leben trat (desselben Schacht, der heute, rechtsradikal umgeschwenkt, die Zerreißung des Youngplanes fordert), schrieben wir in unserem Verbandsorgan: „Der Dawespakt brauchte fünf Jahre, um sich totzulaufen, der Youngplan wird es nicht einmal auf diese Anzahl Jahre bringen.“ Zwei Jahre sind vergangen. Die Lasten des Youngplans haben soviel Sand zwischen die Räder der Weltwirtschaft gestreut, daß eine Krise ungeheuersten Umfanges über die ganze Welt heraufgezogen ist. Präsident Hoover versuchte mit dem Aufschub der Reparationen uns ein Jahr Luft zu schaffen. Der Layton-Bericht der in Basel zum „Stillhaltepakt“ versammelten Finanziers spricht sich ganz eindeutig gegen die Hindernisse aus, welche durch die Reparationsleistungen entstehen.

Die Reparationsfrage drängt einer Lösung entgegen. Diese mag von kurzblickenden Politikern sehr zum Schaden Europas verlangsamt werden, der Lauf der Weltwirtschaft verlangt aber eine Klärung in dem Reparationsproblem.

Es wäre jedoch grundfalsch, wollte man nur in der Tributlast von jährlich 2 Milliarden Reichsmark die hauptsächlichste Belastung des deutschen Volkes erblicken. Sie ist zweifellos an sich eine riesige Last, aber sie ist doch nur ein Teil jener Lasten, welche dem deutschen Volk durch das Diktat von Versailles aufgebürdet wurden. Die Deutschen sollten sich allmählich abgewöhnen, vom „Versailler Friedensvertrag“ zu reden. Ein Vertrag war es nicht, friedensfördernd noch viel weniger, sondern es war ein Diktat in einer Art und Form, mit welcher bis 1919 Kolonialstaaten höchstens mit ihrer farbigen Bevölkerung zu verkehren pflegten.

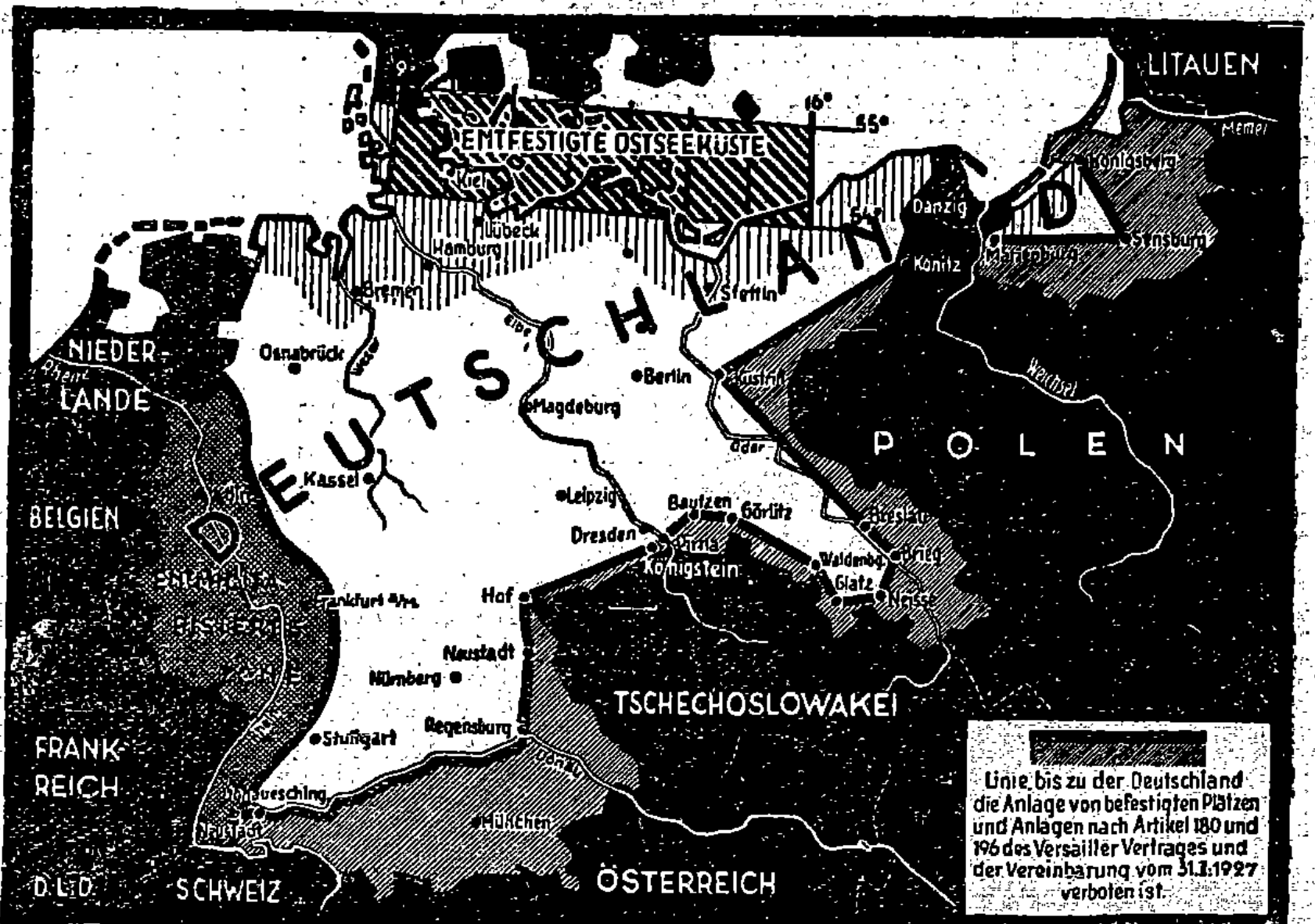
Der Angelpunkt unserer Not liegt nur zu einem Teil im Youngplan, der größte Teil liegt im Diktat von Versailles.

Wir sind uns bewusst, daß das deutsche Volk nicht im Sandumdrehen sich von den Ketten von Versailles befreien kann; außerordentlich viel ist schon erreicht, wenn die Younglasten gemildert werden oder in Wegfall kommen. Aber dennoch haben auch wir als christliche Gewerkschaften die Verpflichtung, dauernd und dauernd auf die Knebelung durch Versailles hinzuweisen und den Gedanken im deutschen Volke und der deutschen Arbeiterschaft stets wach zu halten, daß das Versailler Diktat baldigst verschwinden muß.

Versailles hat Deutschland aus den Reihen der Großmächte gestrichen. Versailles hat die deutsche Souveränität derart eingeschränkt, daß wir (ein 60 Millionen-Volk, ein Volk, das mit an der Spitze der Kultur marschiert), machtpolitisch gesehen, nicht viel mehr bedeuten, als Portugal, Cuba, Bulgarien, Ungarn. Daß wir heute im Mittelpunkt der Weltgeschichte stehen, war nicht möglich auf Grund der politischen Aktivität, sondern der politischen Passivität. Wir litten wirtschaftlich so stark, daß andere Staaten durch unsere Leiden beeinflusst wurden und nun auf Rettung (um ihrer selbst willen) sann.

Wir wollen hier nicht davon reden, daß das Diktat von Versailles dem deutschen Volke nahm: Elsaß, Lothringen, Eupen-Malmedy, Kreis Nordschleswig, Teile Oberschlesiens, die Provinz Posen und die Hälfte von Westpreußen. Daneben bis 1935 das Saargebiet. Wir wollen auch hier nicht den Verlust der Kolonien erwähnen, der Handelsflotte, eines riesigen Verkehrsparks usw.

Sondern wir wollen hier die dauernden wichtigen Hoheitsbeschränkungen aufzeigen. Die Zahl dieser Hoheitsbeschränkungen ist sehr groß und ihr Fortfall sehr weitgreifend. Außerdem herrscht leider eine derartige Unkenntnis im deutschen Volke darüber, daß es notwendig erscheint, nicht nur in der politischen Presse, sondern auch in der Gewerkschaftspresse dauernd die Schwere des Versailler Diktats aufzuzeigen. Einige der bemerkenswertesten Hoheitsbeschränkungen sind:



Entmilitarisierte Zone

I. Die Entmilitarisierung und Entfestigung des linken Rheinufers und eines 50 Kilometer breiten Streifens auf dem rechten Rheinufer. Artikel 42-44, 180 des Versailler Diktates verlangen nicht nur die Zerstörung der in diesem Gebiet gelegenen Befestigungen, sondern verbieten auch die Anlage von neuen Befestigungen und jedes Sammeln und Unterhalten von Streitkräften auf diesem Saum. Verstöße dagegen gelten als „Versuche der Störung des Weltfriedens“. Nach dem Locarnovertrag von 1925 ist bei einem Vorstoß dagegen ein Angriffskrieg der Westmächte berechtigt.

II. Ausbau des Bahn- und Straßennetzes im entmilitarisierten Rheinland ist verboten. Deutschland mußte mehrere Eisenbahnlinien und 14 Laderampen zerstören, ferner verzichten auf den Ausbau der Strecke Düren - Köln sowie Ehrang - Koblenz und auf eine Vermehrung der über den Rhein führenden Bahngleise.

III. Artikel 155 fordert die Entfestigung der Insel Helgoland und der Düne, sowie die Zerstörung aller militärischen Anlagen und Häfen der Insel.

IV. Die Entfestigung der westlichen Ostseeküste verlangt Artikel 195. Das absolute Befestigungsverbot für das westpreußische Gebiet erzwingt der Artikel 97 und endlich bringt Artikel 196 ein Befestigungsverbot für das gesamte 50 Kilometer breite deutsche Küstengebiet. In dieser Zone dürfen die Befestigungen nur im alten Zustand bleiben. Neue, der modernen Technik angepasste Befestigungen dürfen nicht angelegt werden.

V. Artikel 180 legt ein beschränktes Befestigungsverbot für den süd- und ostdeutschen Grenzraum fest: „Das System der befestigten Werke an der Süd- und Ostgrenze Deutschlands verbleibt im gegenwärtigen Zustand.“ Das heißt: Den Polen und Tschechen steht Deutschland jeden Tag zum Einfall offen.

VI. Keine Freiheit des militärischen Handelns besteht selbst in dem noch verbleibenden Raum. In Artikel 159-202 sind noch sehr große Beschränkungen der deutschen Militärhoheit uns auferlegt: Verbot der allgemeinen Wehrpflicht, Seeresbeschränkung auf 100 000 Mann, Verbot aller schweren Artillerie, Tanks, Flugzeuge, Unterseeboote, Aufhebung aller Kriegsschulen, ja sogar das Entsenden der Militär- und Marinekommissionen in fremde Länder ist verboten. Die Marine ist bis auf ein paar Schiffe eingeschränkt.

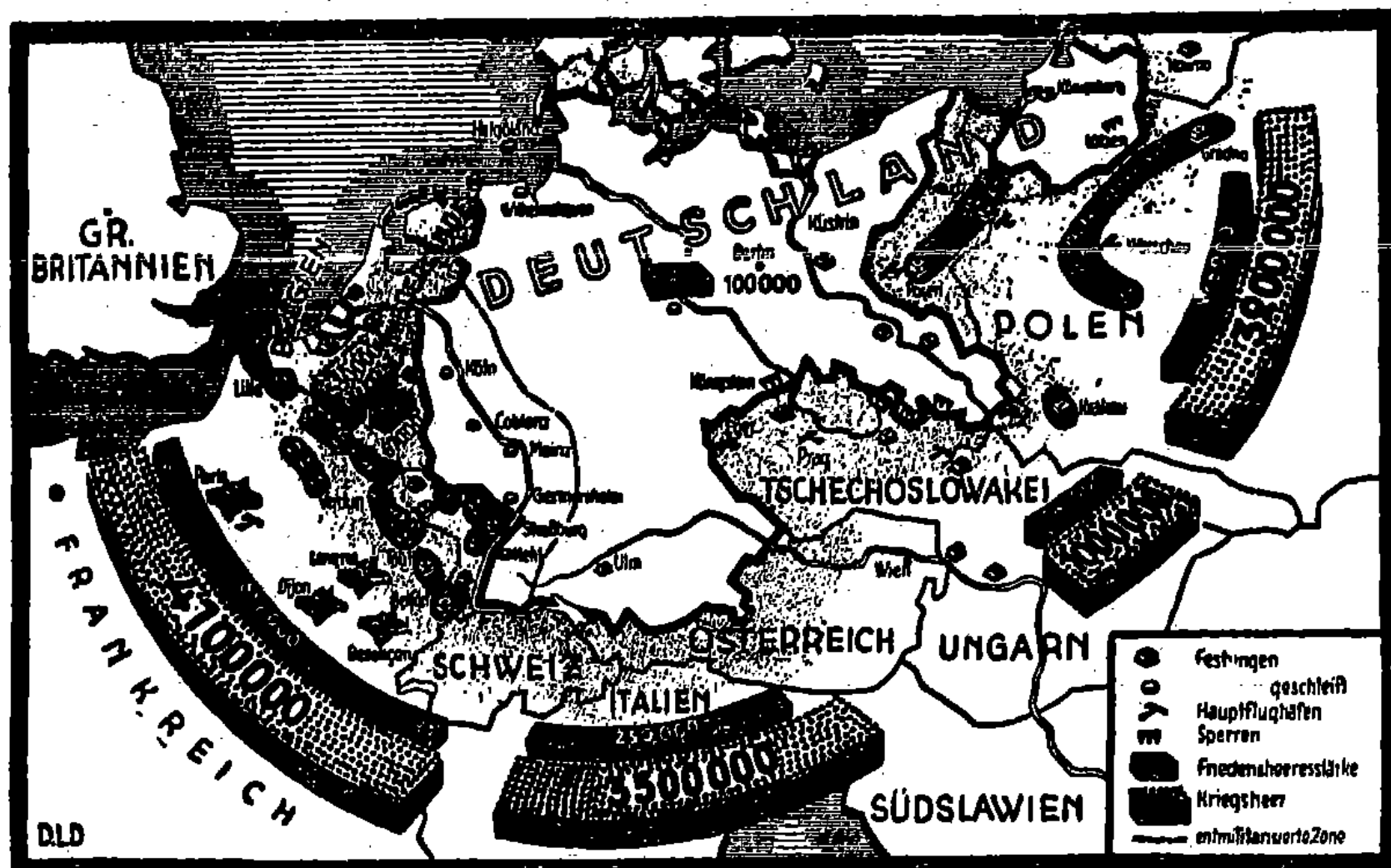
VII. Unsere deutschen Flüsse sind internationalisiert. Der Rhein steht unter der Herrschaft der nach französischen Wünschen geleiteten Rheinschiffahrtskommission. Artikel 331 hat Elbe, Oder (einschließlich Warthe und Nege), Memel und die Donau ab Ulm internationalisiert und die Stromhoheit Kommissionen übertragen, in denen die Deutschen in der Minderheit sind.

VIII. Die Anerkennung der österreichischen Unabhängigkeit behandelt Artikel 80. Ohne den Willen des Völkerbundes darf Österreich nicht zum Deutschen Reich kommen.

IX. Die völkerrechtliche Vertragsfreiheit Deutschlands ist sehr eingeschränkt. Deutschland mußte sich verpflichten, allen von den Westmächten mit anderen Völkern abzuschließenden Verträgen zuzustimmen oder auf Aufforderung beizutreten, ohne das geringste Recht an der Mitgestaltung dieser Verträge zu haben. Was das heißt, braucht nicht noch näher gesagt zu werden.

X. Die Beschränkung der Eisenbahnhoheit geht im Zusammenhang mit Versailles aus dem Youngplan hervor. Die Deutsche Reichsbahn muß ein privates, in finan-

Waffen starren um Deutschland



zieller, wirtschaftlicher und personeller Angelegenheit vom Reich unabhängiges Unternehmen bleiben.

XI. Die Steuer- und Zollhoheit bleibt eingeschränkt. Die Zölle und Verbrauchsabgaben auf Bier, Branntwein, Tabak und Zucker bleiben verpfändet. Die Kontrolle darüber hat die Bank für internationalen Zahlungsausgleich.

XII. Die Währungs- und Bankhoheit des Reiches ist sehr beschnitten. Das Reich ist verpflichtet, für die Zwecke des Youngplanes die Reichsmark in Gold oder Devisen einzulösen und die Reichsmark eine Münzparität von $\frac{1}{2700}$ Kilogramm Feingold behalten zu lassen. Die Reichsbank ist vom Reich unabhängig gemacht. Das Recht der Notenausgabe hat nicht das Reich, sondern die vom Reich unabhängige Reichsbank. Nur mit Zustimmung des Verwaltungsrats der Bank für internationalen Zahlungsausgleich darf das Reichsbankgesetz geändert werden.

Das ist eine Auslese aus der großen Zahl der drückendsten Bedingungen, die uns durch das Versailler Diktat aufgezwungen wurden. Daß darunter auch die Arbeiterchaft mitsamt der Wirtschaft leidet, bedarf gar keiner weiteren Ausführungen. Wichtigste Rechtshoheiten hat man uns auf Jahrzehnte nehmen wollen. Was uns geblieben ist, und was die Voraussetzung bildet zu unserem späteren politischen Aufstieg steht noch fest da: ein Reich mit innerer Geschlossenheit, mit bedeutender Kultur, mit starker Wirtschaftskraft und großem Lebenswillen. Aber das alles enthebt uns nicht der Pflicht, dauernd die Welt hinzuweisen auf die Drangsale und Bedrückungen durch Versailles, die selbst bei einem afrikanischen Volk als drückend angesehen werden müßten, um wieviel mehr bei einem so hochkultivierten Volk wie dem deutschen.

Aber warum hat man denn überhaupt das Diktat angenommen, wenn man seine Härten über sah? Zu dieser Frage, die heute oft aufgeworfen wird, dürfen wir — unbeeinflusst von irgendwelchen parteipolitischen Gedankengängen — folgende Darstellung geben: Zunächst muß der Hintergrund und die politische und körperliche Zermürbung des deutschen Volkes 1919 gesehen werden. Vier Jahre Krieg mit allen seinen Nöten, Revolution, Putsche und Aufstände an der Tagesordnung, die Nationalversammlung in Weimar nur notdürftig geschützt von ein paar freiwilligen Regimentern. Seeresmaterial war abgeliefert, die Flotte existierte nicht mehr. In einem solchen Zustande Deutschlands schuf der „Tiger“ Clemenceau das Diktat. Die sogen. Unterhändler Brockdorf-Rangau, Schücking, Melchior, Giesberts, Leinert, Landsberg lehnten einstimmig ab. Kanzler Scheidemann erklärte in der Nationalversammlung, daß es für ihn untragbar sei, ein solches Diktat zu unterzeichnen. Das Zentrum und vor allem die Arbeitervertreter waren heftige Gegner des Diktats. Aber was sollte geschehen? Alles drängte

sich auf Stunden zusammen. Nur einige Stunden Bedenkzeit hatte Clemenceau gegeben. Würde bis zum 23. Juni, abends 6 Uhr, das Diktat nicht angenommen sein, würden die Seere marschieren, das heißt Deutschland als feindliches Land betrachten. Aller Jammer und alles Elend von einer durch Haß und Gier angestachelten Soldateska wären über Deutschland gekommen; daß dann Süddeutschland von Norddeutschland endgültig getrennt und das Rheinland eine Art Pufferstaat unter französischem Protektorat werden sollte, war bekannt. Die deutschen Generäle versicherten, daß ein Widerstand bei den paar Truppen und dem Mangel an jeglichem Kriegsmaterial einfach nutzlos sei. Die Unabhängigen proklamierten in Berlin schon den Generalstreik für den Fall der Ablehnung des Diktates. Alles stand auf des Messers Schneide: die Zukunft des deutschen Volkes, der Erhalt des Reiches, alles, alles. In dieser Notstunde erklärten die Führer der Deutschnationalen Volkspartei, daß sie

als Opposition stets das nationale Empfinden auch derer anerkennen würden, welche in dieser Stunde als Regierungsparteien das Diktat anzunehmen gezwungen wären.

Reichskanzler Fehrenbach sprach damals — und Tränen liefen ihm in den weißen Bart — das sei die härteste Stunde seines Lebens. Deutschland nähme nicht freiwillig diese Bedingungen an, sondern nur gezwungen durch die furchterliche Last der Verhältnisse. Dann reckte er sich auf und sprach: „Man zwingt uns Wehrlose, ein Diktat anzunehmen. Unsere Kinder werden die große Aufgabe der Befreiung zu erfüllen haben.“

Versailles ist das Hauptstück. Die Reparationen sind nur ein Auschnitt. Unser Arbeiterleben ist auch an diesen Blod angeschweißt. Im Kampfe gegen Versailles steht die Arbeiterschaft mit im vordersten Treffen. Die Welt und Deutschland werden nicht eher gesunden, als bis diese Last von unseren Schultern genommen sein wird. G. W.

Kann es für die Arbeiter noch schlimmer werden?

Bezahlte Sämänner der sozialen Reaktion.

Was die gegenwärtige Krise so schmerzhaft macht, ist nicht nur die Höhe der Zahlen der Betroffenen, sondern vor allem die Hartnäckigkeit der Dauer der Krise. Erschwerend tritt neben die materielle Seite der Krise auch die geistige Krise, nämlich die Krise der Autorität, die Krise der Vernunft und der kühlen Ueberlegung.

Solche Zeiten sind der beste Boden für einen Radikalismus jeglicher Schattierung. Die Not und die Last, die Sorgen und Mühen, das Dunkel der nächsten Monate erleichtern jenen seltsamen Propheten das Dasein, welche mit allen möglichen Zukunftswegeln Leichtgläubige, Verzweifelte und Verärgerte in ihren Bann zu ziehen suchen.

Vor allem wittern jene Kreise Morgenluft, welche nur mit Reib den Aufstieg der Arbeiterschaft sahen, welchen die seit einem Jahrzehnt errungenen Rechte der Arbeiterschaft ein Dorn im Auge sind. Sie möchten am liebsten die Weltgeschichte und das soziale Denken um ein halbes Jahrhundert zurückschrauben in jene „gute alte Zeit“, welche den Arbeitern die größten Fesseln anlegte und den Kapitalisten die größten Freiheiten gab. Man bedient sich geschickt aller Mittel: der Presse, des Films, gewisser politischer Parteien, welche mit sozialen Phrasen wie ein Luftballon vollgespißt, den Arbeiter vom Boden der Wirklichkeit heben und in das Reich parteipolitischer Trunkenheit entführen sollen.

Dieser Hirnvernebelung steht als größtes und stärkstes Hemmnis die Gewerkschaftsbewegung gegenüber. Sie zeigt dem Arbeiter sein Interessensfeld, kämpft um sein Recht, sucht ihm in schlechter Zeit Lohn und Arbeitsplatz zu erhalten und ihn und seine Familie vor den dunklen Wolken der sozialen Reaktion zu retten.

Deshalb ist die gewerkschaftliche Organisation zur Zeit eine der bestgehaßten Institutionen. Deshalb aber will man auch ihren Boden unterminieren. Wodurch? Dadurch, daß man zunächst Angst, Sorge, Pessimismus, Niedergeschlagenheit, Zweifel, Müdigkeit in die Herzen der Arbeiterschaft zu senken sucht. „Es hat ja doch keinen Zweck mehr!“ „Mehr kann nicht ertragen werden!“ „Die Gewerkschaften können uns auch nicht retten.“ „Wozu denn überhaupt noch Beiträge zahlen?“ „So schlimm ist es noch nie gewesen.“ Gut besoldete Mineure hämmern das Tag für Tag und die Strippenzieher hoffen, daß sich die gezahlte Münze reichlich rentieren werde.

Da ist es schon notwendig, der Arbeiterschaft eindringlich vor Augen zu führen, wie es in früheren Zeiten mit dem Gesamtvolk und auch mit der Arbeiterschaft gewesen ist und daß vor allem die Arbeiterschaft auch heute noch in der Krise viel, viel mehr zu verlieren hat als nur ihre Ketten.

Wenn wir dabei ein paar Jahrhunderte vor unserem Auge vorbeiziehen lassen, dann nicht etwa, um über die traurige und ernste Lage unserer Zeit hinwegzutrusten.

Denn von der Betrachtung der Geschichte bekommt zunächst noch kein Arbeitsloser Arbeit und kein Wohlfahrtsunterstützter mehr Unterstützung. Aber man lernt wohl aus der Geschichte, daß es noch schlimmere Zeiten geben kann als die gegenwärtige, daß kein Radikalismus bessere Tage und Arbeitsmöglichkeiten aus dem Boden zu stampfen in der Lage ist und daß den Arbeitslosen und Wohlfahrtsunterstützten nur dann noch Unterstützung und den in Arbeit Befindlichen nur dann noch die Arbeit gewährleistet werden kann, wenn man dieser harten Zeit mit Ruhe und kühler Stirn begegnet. Dabei sollte es unnötig zu erwähnen sein, daß gerade eine solche Zeit eine gerechtere Lastenverteilung erfordert. Dafür haben wir Gewerkschaften uns mit aller Energie einzusetzen.

Die Fackel des großen Krieges.

Wir wollen beginnen mit jenem furchterlichen Sturm des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) über Deutschland. Wer vermag überhaupt das Leid und Elend der damaligen Zeit zu schildern. Deutschland sank von 16—17 Millionen Einwohnern auf 4 Millionen zurück. In Sachsen waren innerhalb zwei Jahren 900 000 Menschen verhungert, in



Grenel
im 30jährigen
Kriege

Böhmen war nur noch ein Drittel der Einwohnerschaft übrig, Bayern beklagte den Verlust von 80 000 Familien. Im Hefsenland, durch welches die alte Handels- und Seerstraße Frankfurt—Leipzig ging, sind Hunderte von Dörfern spurlos untergegangen. In 51 Amtsdörfern des Fürstentums Zerbst waren 1640 270 abgebrannte, 208 eingefallene, 207 verlassen Stätten, 5 Dörfer waren vollständig niedergebrannt und menschenleer. Die Einwohner alle getötet. In Orellh (Sachsen) wurde ein Halbspännergut guten Bodens von 90 Morgen im Jahre 1650 für 40 Taler verkauft. Die Steuern waren auf 6 Jahre dem Käufer erlassen. Die ersten zwei Jahre war er dienstfrei. In der gleichen Gegend hatten 1617 15 Morgen 75 Taler gekostet. Der Wohlstand war vernichtet. Ganze Landschaften lagen in beispielloser Verwüstung. Fünfs, ja selbst zehnjährige Steuerfreiheit erhielt, wer verwüstetes Land wieder urbar machte.

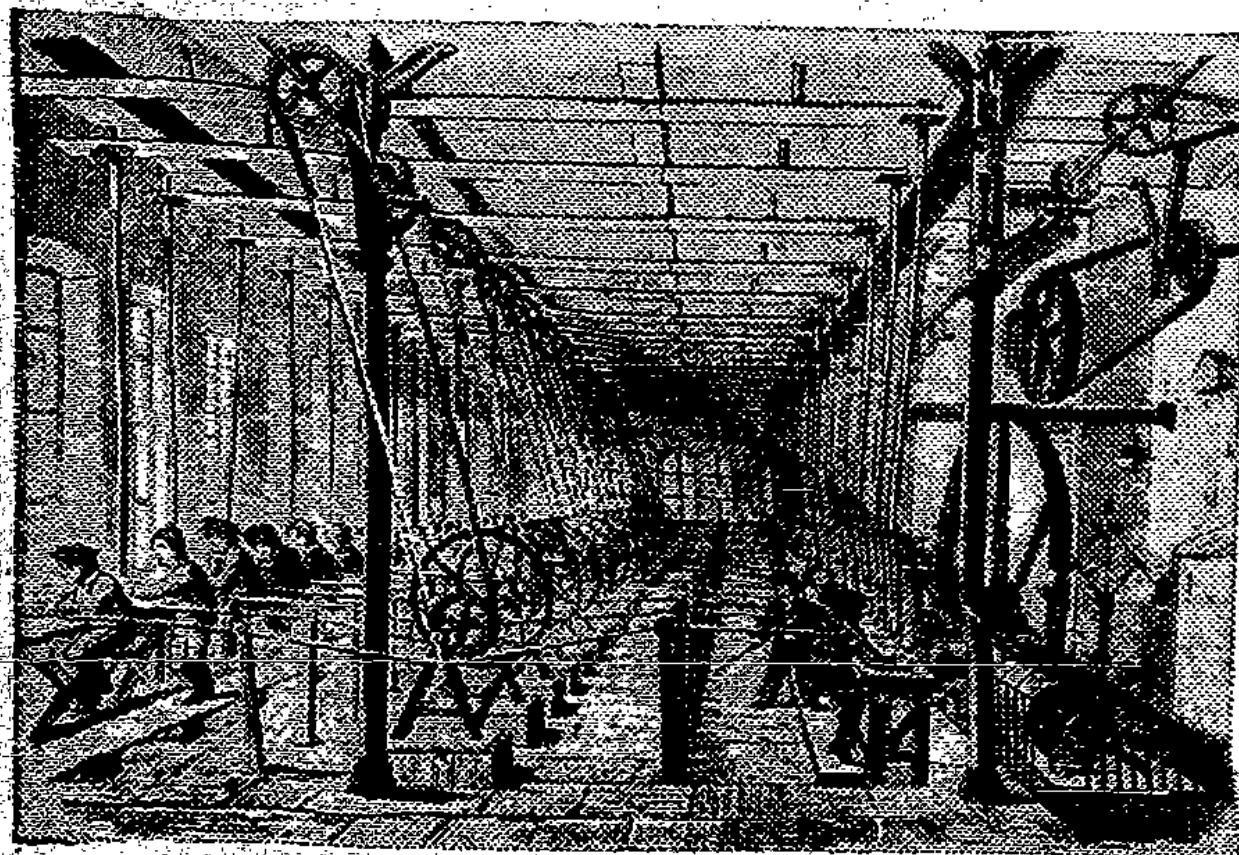
Damals wie heute war die Landwirtschaft überschuldet und in großer Bedrängnis. Damals konnten die Bauern über ein Jahrhundert sich emporhungern und fronen. Heute hilft der Staat durch Osthilfe von 1 Milliarde und durch Zölle. Jedoch bekämpft die vom Staat bevorzugte ostelbische Landwirtschaft durchweg diesen Staat auf das heftigste.

Wie stand es damals mit der Lebenshaltung der unteren Schichten? In Stadt und Amt Calw (Württemberg) zählte man um 1700 gegen 16 300 Einwohner. Davon waren 2851 erwerbsunfähige Arme = 17 Prozent und 3500 erwerbsfähige Arme, welche jedoch keine Arbeit fanden = 23 Proz. zusammen 40 Prozent, welche keine Arbeit hatten. Der Kommissar erklärte, daß viele Arme so entkräftet seien, daß sie nicht einmal ihre Almosen abholen konnten. Die Stadt Wildberg berichtete, daß 1746 von 300 Haushaltungen sogar 140 zum Betteln gezwungen seien. Die Wildberger Zeugmacherlade klagte 1750, daß viele ihrer Mitglieder sogar ihre Geschirre zu verkaufen gezwungen waren bis auf das, mit dem sie arbeiteten. Und was tat damals eine hohe Regierung gegen die Not? Sie verbot das Betteln. Wer beim Betteln erwischt wurde, wanderte ins Zuchthaus.

820 Jahre Zwangsarbeit in Ketten.

Die aufsteigende Industriewirtschaft trat mit schweren sozialen und wirtschaftlichen Krisen in ihre Geschichte ein. Durch Druck auf den Lohn erzwang man eine unerhört lange Arbeitszeit. 14—16 Stunden Arbeitszeit sind keine Einzelfälle gewesen. Kinder von 6—8 Jahren waren gehalten, wenigstens 10 Stunden in der Fabrik tätig zu sein. Ein Unternehmer aus Altena (Westfalen) galt als sehr human, als er diesen Arbeitskräften täglich ein halbes Liter Milch geben ließ. Das Recht der Vereinigung, welches die Besitzer der Produktionsmittel für sich als selbstverständlich ansahen, versagte man den Arbeitnehmern.

Der Arbeiter war etwas Zweitrangiges, Zweitklassiges. Politisch gefesselt durch das Dreiklassenwahlrecht, kulturell



Kinderarbeit bei Dessauer in Aschaffenburg um 1855
(„Leipziger Illustrierte Zeitung“ 1858)

durch die Unmöglichkeit, für sich und seine Familie ein wohnliches Heim zu haben und sich selbst weiter zu bilden. Die Fabrikwohnungen der meisten Jahrzehnte des verfloffenen Jahrhunderts waren nicht nach dem Grundsatz der Wohnlichkeit, sondern dem des Verdienens angelegt. Daß die Wohnungsfrage ein kulturelles und auch sittliches Problem sei, daran hat die Frühzeit des Kapitalismus nicht gedacht. Daß die Arbeiterfrage die soziale Frage in einem kapitalistischen System und in einer so konstruierten bürgerlichen Gesellschaft sein mußte, damit hat man als Tatsache erst nach den siebziger Jahren sich zu befassen begonnen. Ihre Lösung ist jedoch abhängig von dem Maße der Eigenbeteiligung und der Selbsthilfe der Arbeiterschaft. Kein Stand wird befreit dadurch, wenn sich andere für ihn bemühen, aber er selbst untätig und lethargisch bleibt.

Das Vereinsigungsrecht wurde mit brutaler Gewalt unterbunden. Als im Jahre 1869 die Bergleute im Waldenburger Gebiet sich organisierten, um ihre Rechte besser vertreten zu können, traten die Behörden sofort auf die Seite der Bergherren. Der Landrat veröffentlichte eine Verwarnung an die Bergleute. Das preußische Handelsministerium erließ durch zwei Bergräte folgende Erklärung:

„Die in Umlauf gekommenen Gerüchte, als ob der von den Bergleuten des Waldenburger und Gottesberger Reviers gebildete Gewerkverein die Billigung der königlichen Staatsbehörden finde und als ob dessen Bestrebungen höheren oder höchsten Orts unterstützt würden, beruhen auf Unwahrheit. Die unterzeichneten Ministerialkommissarien erachten die Forderung der Grubengewerkschaft, daß die Bergleute aus dem Gewerkverein ausscheiden, für völlig gerechtfertigt. Es kann daher nur den Bergleuten der Rat gegeben werden, unter Ausstellung des von den Grubenverwaltungen verlangten Reverses über den Austritt aus dem Gewerkverein zur Arbeit zurückzukehren.“

Aber damit nicht genug, auch das Kreisgericht, die Justiz, versuchte die Arbeiter von ihrer Organisation abspenstig zu machen. Seine Bekanntmachung lautete:

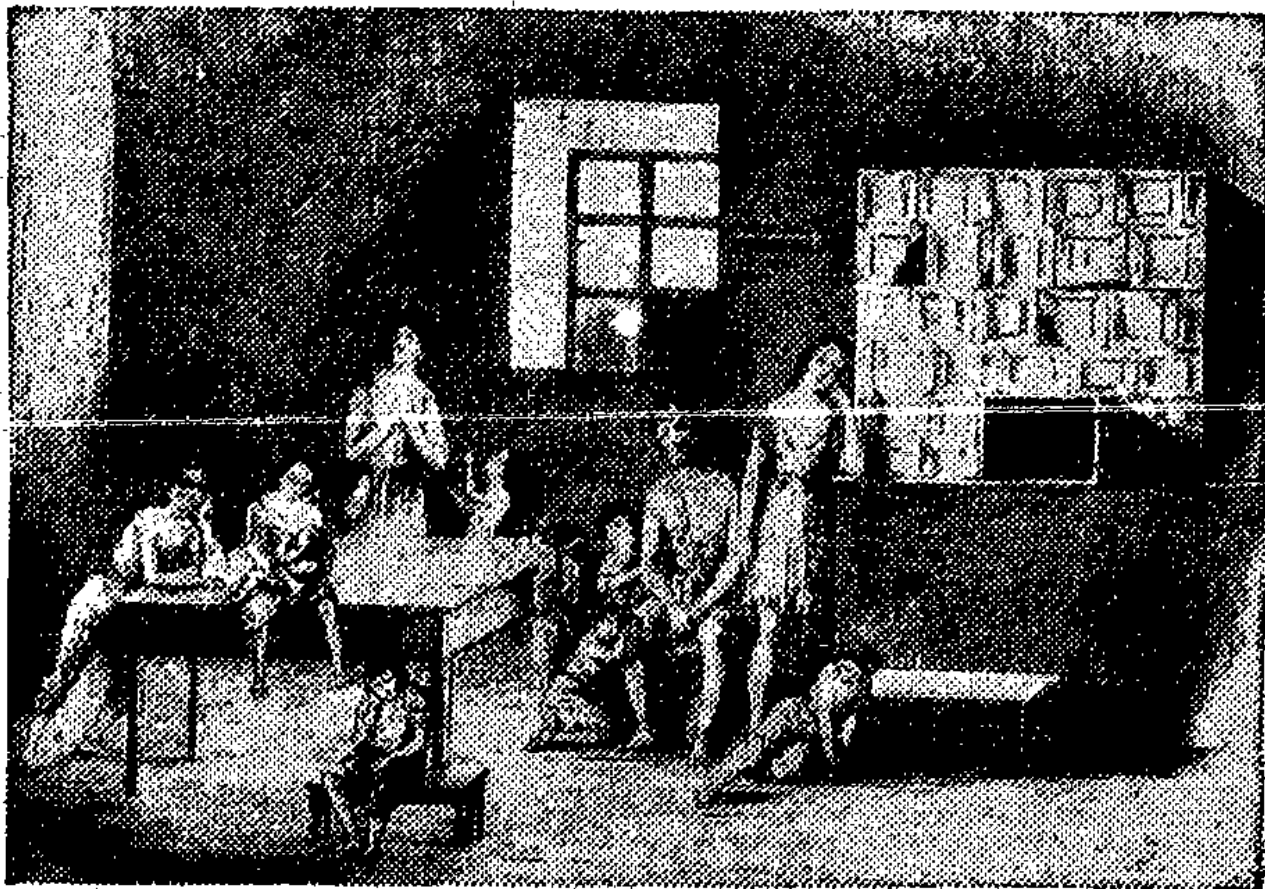
„Den unter Vormundschaft stehenden Bergleuten wird bedeutet, daß sie ohne Genehmigung des betreffenden Vormundes und des Vormundschaftsgerichtes 1. weder ihre Arbeit einzustellen befugt, noch 2. eigenmächtig ihre hiesige Arbeit ganz aufzugeben und bei entfernten Bergwerken aufzusuchen berechtigt sind. Gegen die Minderjährigen (Minderjährigen), welche obiger Bedeutung zuwiderhandeln, werden die gesetzlich zulässigen, geeigneten Maßregeln ergriffen werden. Waldenburg, 11. Dezember 1869.“

Daß bei solchen Maßnahmen bei der Arbeiterschaft oft der Zorn mit dem Verstand durchging und sich die Lage hier und da zu Tumulten ausweitete, war beklagenswert, aber die Schuld lag zum größten Teil nicht bei der Arbeiterschaft. Als in den vierziger Jahren im Riesengebirge die Weber mit ihren Hungerlöhnen um eine Lohnerhöhung sich an die Fabrikherren wandten, erhielten sie zur Antwort, daß sie auch noch für eine Scheibe Quarz arbeiten würden. Als dann einige Fensterscheiben in Trümmer und eine Villa in Brand aufging, rückte Militär heran. Die Folgen des Aufstandes waren hart: 8 Tote, 30 Schwerverletzte, 820 Jahre Zwangsarbeit in Ketten und 2000 Peitschenhiebe. So endete der Weberaufstand, der mit politischen Machtmitteln höhere Löhne erkämpfen wollte. Vierzig Jahre später beim großen Bergarbeiterstreik von 1889 fielen ebenfalls Arbeiter. Die Presse der Bergherren schob selbstverständlich alle Schuld auf die Arbeiter. Die „Kölnische Volkszeitung“ aber urteilte: „Wo Militär war, entstanden Reibereien, und wo keins war, blieben die Arbeiter ruhig.“ Das Schlimmste war, daß man gegen Streikende, die keine Tumultuanten waren, das Heer wie gegen einen äußeren Feind aufmarschieren ließ.

Die Industriewirtschaft und die bürgerliche Gesellschaft suchten eben jene Schicht, die man notwendig brauchte, möglichst unfrei und niedrig zu halten. Um so eher war es möglich, durch Ausnutzung der Arbeitskräfte eine Steigerung sozialwirtschaftlicher Möglichkeiten zu erreichen.

Die Krise der siebziger Jahre.

Einen wirtschaftlichen Sturz, ähnlich dem jetzigen, erlebte Deutschland in der großen Krise von 1878—1883. Nach dem Kriege von 1870/71 hatte eine nie gekannte Blüte eingesetzt; neue Produktionsstätten entstanden, die Städte wuch-



Arbeiterwohnung im Riesengebirge um 1845
(„Leipziger Illustrierte Zeitung“ 1847)

sen, die Fabrikherren wurden reich. Der Durchschnittslohn im rheinisch-westfälischen Industriegebiet stand 1875 auf 5 bis 6 Mark. Ein tüchtiger Former verdiente nicht unter 100 Mark die 14 Tage. Aber im Jahre 1878 war der Durchschnittslohn schon gesunken nach dem Ausweis der Essener Handelskammer für die zehnstündige Schicht auf 1,70 bis 1,80 Mark. Zehntausende boten an den Portiers ihre Arbeitskraft für 10 Stunden für 1 Mark bis 1,20 Mark an.

Damals waren auch Millionen von Arbeitern vorhanden, aber sie mußten sich jedem Druck fügen, weil sie keine gewerkschaftliche Organisation besaßen, weil kein Tarifrecht und kein Schlichtungswesen existierte.

Der Arbeitslose mußte aber doch leben. Der Staat sorgte nicht für ihn. Arbeitslosenunterstützung, Krisenunterstützung und Wohlfahrtsunterstützung gab es nicht. Wer nicht verhungern wollte, mußte zur Armenverwaltung gehen. Dort bekam er etwas Essen. Aber für dieses Essen mußte er sein politisches Recht preisgeben. Wer Armenunterstützung empfing, durfte nicht mehr wählen. Er stand also neben dem Zuchthäusler; dieser durfte auch nicht wählen.

Die Lebensverhältnisse, Löhne und Arbeitszeit der Arbeiter machten noch stärker alle Schwankungen mit. Sehr oft wurden nicht nur die Nominallöhne gesenkt, sondern die Kaufkraft des Lohnes erlitt schwere Erschütterungen. Aus

den Jahren vor 1870 liegen nur vereinzelt Lohnstatistiken vor. Wenn wir den Durchschnittslohn bei Krupp 1871 gleich 100 setzen, so stand er 1875 auf 128, sank aber bis 1880 auf 105. Zur gleichen Zeit (1880) stand (1871 = 100) in den Kruppschen Konsumanstalten ein Kilogramm Speck auf 109, Rindfleisch (2. Sorte) auf 105, Kalbfleisch (2. Sorte) auf 104, ein Kilogramm Roggenbrot auf 111. Die Kaufkraft des Lohnes war also erheblich gesunken.

Eine Statistik des Jahres 1881, die 211 Orte umfaßte, gibt über das Arbeiterleben in den folgenden Zahlen ein übersichtliches, aber düsteres Bild. Die durchschnittliche Arbeitszeit für die an den Orten vertretenen Berufe betrug am 1. Januar 1881 10,4 Stunden pro Tag. Am 1. Juli 1880 hatte sie 10,9 Stunden betragen.

Der Lohn betrug am 1. Januar 1881 im Durchschnitt 12,78 M pro Woche oder pro Stunde 20,4 Pf. Am 1. Juli 1880 hatte er 13,40 M pro Woche betragen. Es verdienten Anfang 1881:

	Wochenlohn	Stundenlohn	
Maurer	18,05 M	= 32,4 Pf.	
Maschinenschlosser	15,48 "	= 27,7 "	(25,9 Pf. Juli 1880)
Schlosser	14,87 "	= 29,9 "	
Gartentagelöhner	9,72 "	= 16,9 "	
Bauhilfsarbeiter	9,16 "	= 16,6 "	

Die Lebensmittelpreise dagegen waren nicht dem sinkenden Lohn gefolgt, sondern waren gestiegen. Es kosteten:

	1. Juli 1880	1. Januar 1881
Roggenbrot (1 Kilogramm)	24,7 Pf.	26,0 Pf.
Roggenmehl (1 Kilogramm)	32,4 "	34,0 "
Butter (1 Kilogramm)	217,0 "	220,0 "
Speck (1 Kilogramm)	167,0 "	172,0 "
Steinlohlen (100 Kilogramm)	175,0 "	178,0 "
Braunkohlen (100 Kilogramm)	121,0 "	134,0 "
Petroleum (1 Liter)	21,9 "	27,7 "

Wie stand es mit den Mieten? Trotz sinkender Löhne stiegen die Mieten. Es kostete eine Familienwohnung

	1. Juli 1880	1. Januar 1881
mit einem heizbaren Raum	5,45 M	5,91 M
mit zwei heizbaren Räumen	10,27 "	11,09 "
desgl. mit Küche und Keller	10,50 "	14,40 "

In solche Zustände möchten viele Kreise wieder die Arbeiterschaft schleudern. Und sie werden es, wenn die Arbeiterschaft ihre beste Waffe, die gewerkschaftliche Organisation, unbenutzt liegen läßt. (Schluß folgt.) Wbr.

„Auflockerung“ der Tarife



Ein neues Schlagwort! An solchen ist in der gegenwärtigen Zeit wirklich kein Mangel. Auf eines mehr oder weniger kommt es nicht an. Schlagwörter dienen meist dem Zweck, Köpfe zu verkleistern. Hier ist unter „Auflockerung“ zu verstehen: „Weiterer Abbau der Tariflöhne“. Man will nur das Kind nicht beim richtigen Namen nennen. Das Ziel ist:

„Sämtlichen Tarifverträgen von Gesetz wegen einen Lohnspielraum zu geben, dergestalt, daß die einzelnen Betriebe durch Vereinbarung mit ihren Belegschaften die Tariflöhne um einen gewissen Prozentsatz unterschreiten dürfen.“

Es soll demnach die Unabdingbarkeit der Tariflöhne beseitigt werden. Der Vorstoß verfolgt also ein weitgestecktes Ziel. Begründet wird die Forderung damit, die Tarifverträge seien zu wenig elastisch, und die Löhne könnten der Wirtschaftslage zu wenig angepaßt werden. In der Öffentlichkeit wird es so hingestellt, als ginge an der „Starrheit der Tarifverträge“ unsere Wirtschaft zugrunde und unser ganzes Arbeitslosenelend habe darin seine Ursache. Es wird zurzeit unendlich viel darüber geschrieben und vielfach noch von Leuten, welche nichts davon verstehen. So bezeichnete

vor einiger Zeit der Wirtschaftstheoretiker einer Berliner Zeitung („Welt am Montag“) in einem Leitartikel es als unhaltbar, in Oberschlesien dieselben Löhne vorzuschreiben, wie im Ruhrgebiet, trotz der erschwerten Umstände für die oberschlesische Wirtschaft. Wie ist demgegenüber die Wirklichkeit?

Es betrug der Tariflohn eines Metallfacharbeiters über 21 Jahre der Metallindustrie im Monat Juli

im Ruhrgebiet	84 Pf.
in Oberschlesien	57 "
des Hilfsarbeiters im Ruhrgebiet	66 "
in Oberschlesien	37 "

Dieses Beispiel könnte für jeden anderen Beruf entsprechend ergänzt werden. Die Unhaltbarkeit der oben wiedergegebenen Behauptung ist offenbar.

Selbst innerhalb von Bezirksklassen sind in den Fällen, in denen sich ein Bedürfnis hierfür ergab, die Löhne weitestgehend gestaffelt. Auch hierfür ein Beweis für viele.

Der Lohn tarif für die Metallindustrie der Provinz Brandenburg sieht neben einer Sondertarifgruppe, noch vier weitere Ortsklassen vor. Die Tarifkundenlöhne für einen Facharbeiter über 23 Jahre weisen für die einzelnen Orts-

lassen folgende Unterschiede auf: 88, 77, 72, 68, 67. Darneben bestehen noch Sonderverträge für die Stadt Brandenburg und die Lausitz, natürlich auch für die handwerklichen Metallbetriebe. Auch hier zeigt sich von einem Schematismus keine Spur. Hier ist den verschiedenen gearteten Wirtschaftsklassen und Lebensverhältnissen mehr als zur Genüge Rechnung getragen. Die Gewerkschaftsvertreter sind gar nicht die engstirnigen Interessenvertreter, als die man sie hinzustellen beliebt.

Ist demnach schon beim Aufbau der Lohnsätze in örtlicher Hinsicht den wirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung getragen worden, so hat darüber hinaus seit Jahresfrist ein umfangreicher Lohnabbau stattgefunden. Dieser wurde auf dreifache Art durchgeführt:

Erstens wurden die Leistungszulagen abgebaut, die auf dem Prinzip des Mindestlohnes gestaltet waren. Heute wird fast durchweg nur mehr der Tarifmindestlohn bezahlt.

Zweitens wurden teils auf Grund von Schiedssprüchen, teils auf dem Wege der freien Vereinbarungen, die Tarifmindestlöhne abgebaut. Davon ist wohl kein Beruf und keine Industrie verschont geblieben.

Drittens wurden auf Grund der gesunkenen Mindestlöhne und der Vornahme schärfster Kalkulationen und Zeitprüfungen mit der Stoppuhr die Akkorde gekürzt. Zum Teil so erheblich gekürzt, daß die Akkordarbeiter selbst den tariflichen Mindestlohn — der bei diesen nur in den wenigsten Fällen garantiert ist — nicht mehr erzielen können. Die Furcht vor drohender Arbeitslosigkeit läßt dagegen kaum einen Widerstand bei den Betriebsarbeitern aufkommen. Diese Akkordkürzungen haben nicht etwa jetzt schon ihr Ende erreicht. Bei der Fa. Borjig in Berlin droht zum Beispiel augenblicklich erneut ein Akkordabzug von 5 bis 7 Prozent. Bei der Auswirkung von Akkordkürzungen darf nicht außer acht gelassen werden, daß in manchen Industrien, wie in der Metallindustrie, 90 Prozent der Arbeiter im Akkord stehen.

Es dürfte der Regierung zu empfehlen sein, allen theoretischen Auseinandersetzungen die Spitze abzubrechen, indem sie einwandfrei die Tatsachen feststellt. Das Statistische Reichsamt hat in den letzten Jahren für verschiedene Industrien Lohnerhebungen veranstaltet. Die Regierung mag erneute beschleunigte Erhebungen über den gegenwärtigen Lohnstand für dieselben Industrien veranlassen. Die Gewerkschaften sind überzeugt, daß diese Erhebungen die Gegenstandslosigkeit der Unternehmerklagen beweisen werden. Es wäre unverantwortlich, wenn eine Regierung bloß auf Interessentenbehauptungen hin am Tarifrecht rütteln würde, ohne sich vom wirklichen Tatbestand überzeugt zu haben. Die Unternehmerforderung steckt sich den weiteren Lohnabbau zum Ziel. Man denkt hierbei an einen solchen von 20 Prozent. Verfolgt man dieses Ziel, dann mag man den Mut aufbringen, durch Kündigung von Tarifen, die ja in der letzten Zeit nur kurzfristig laufen, offen dafür einzutreten und nicht durch Durchlöcherung des Tarifrechts, den Tarifgedanken zu unterminieren. Dann bleibt allerdings dem Unternehmertum die Beweisführung für die Notwendigkeit nicht erspart. Es gab eine Zeit, da konnte den Arbeitgeberverbänden die Laufzeit der Lohnsätze nicht lang genug sein. Begründet wurde sie mit der Notwendigkeit der Stabilisierung des Lohnstandes aus Gründen der Kalkulation und der Offertenab-

gabe. Dies war zur Zeit guter Konjunktur. Jetzt wird das Rad anders gedreht. Was nützt aber der Arbeiterschaft ein Tarifvertrag, der sie nur daran hindert, in guten Zeiten ihren Anteil am vermehrten Gewinn des Unternehmens zu erzielen, in schlechten Zeiten aber keinen Halt bietet, dem Abbauwillen des Unternehmens angemessene Schranken zu setzen. Die Beseitigung der Unabdingbarkeit des Tariflohnes würde nicht nur eine Senkung des Lohnes etwa für ein Werk bedeuten, sondern den gleichartigen Lohnabbau auf der ganzen Linie, da sich jedes Werk auf seine Konkurrenten berufen wird, und die Arbeiterschaft in der gegenwärtigen Zeit aus Furcht vor Arbeitslosigkeit dem Verlangen der Unternehmungen entsprechen würde. Was haben denn bezirkliche Mindestlöhne noch für einen Sinn, wenn jedes Werk mit ihrer eingeschüchterten Arbeiterschaft etwas anderes vereinbaren kann? Der Nutzen des Tarifvertrages liegt aber doch für die Unternehmer ebenso offen zutage wie für die Arbeiter.

Auch von Gewerkschaftsseite wird nicht behauptet, daß unser Lohntariffsystem vollendet und nicht in manchen Fällen verbesserungsbedürftig sei. Wünschen die Unternehmer eine bessere Anpassungsfähigkeit, dann darf sie nicht gesucht werden in der Beseitigung der Unabdingbarkeit, sondern auf anderem Wege. Zunächst mag man mit dem bisherigen Bestreben brechen, räumlich möglichst große Bezirkstarife zu schaffen. Dieses Bestreben ist bei den Arbeitgebern entgegen ihrer jetzt bekundeten Auffassung stärker ausgeprägt als bei den Gewerkschaften. Gegen den Willen der Metallarbeiterverbände kämpft z. B. die „Vereinigung ostdeutscher Metallindustriellen-Verbände“ dafür, an Stelle der bestehenden Tarifverträge für die Provinz Brandenburg, die Lausitz, Vorpommern und Schlesien, einen einheitlichen Tarifvertrag von der Ostsee bis nach Oberschlesien zu erzwingen. Sie hofft, bis Ende dieses Jahres hiermit zum Ziel zu gelangen, nachdem der Plan zu Beginn dieses Jahres an dem Widerstand der Gewerkschaften scheiterte. Wie vertragen sich aber diese Bestrebungen mit der Forderung auf bessere Rücksichtnahme auf die einzelnen Wirtschaftsgebiete und mit der Kritik gegen die Gleichmacherei? Diese Kritik bedingt doch kleinere Tarifbezirke und nicht größere.

Will man wirtschaftlichen Notwendigkeiten besser Rechnung tragen, so mag man ferner mit der Verkoppelung der verschiedensten Fachgebiete einer Industrie in ein und demselben Tarifvertrag brechen, Fachgebiete, die nur in einem sehr losen Zusammenhang stehen und die auf Grund der Konkurrenzverhältnisse ganz unterschiedliche Leistungsfähigkeiten hinsichtlich der Entlohnung bieten. Es erscheint auch den Gewerkschaften höchst zweifelhaft, ob man Züchtenindustrie, Maschinenbau, elektrotechnische Industrie und feinmechanische Betriebe in einen Tarif zusammenfassen soll. Aber nicht die Gewerkschaften haben dies bisher begünstigt, sondern die Unternehmerverbände.

Soll also das Tariffsystem eine bessere „Anpassungsfähigkeit“ erhalten, so muß diese auf diesem Gebiete gesucht werden. Hierzu bedarf es aber durchaus nicht eines Eingriffes der Gesetzgebung, sondern des Willens seitens der Tarifparteien. Ob dieser Wille auf der Arbeitgeberseite vorhanden sein wird, darf nach den bisher gemachten Erfahrungen allerdings bezweifelt werden. Dann mag aber die Öffentlichkeit ihre Kritik der richtigen Front zuwenden.

H. Kreil, M. d. R. W. R.

Auch in der Krise im Gewerkschaftskampfe nicht erlahmen!



Zur Zeit leben wir in einer ungeheuren Wirtschaftskrise, wie wir sie seit Bestehen des heute noch herrschenden Wirtschaftssystems wohl noch nie zu verzeichnen hatten. Furchtbar sind die Auswirkungen dieser Krise, besonders für die Arbeiterschaft. In ganz besonderem Maße hat aber die Metallarbeiterchaft darunter zu leiden, sind doch zur Zeit über 50 Prozent der Metallarbeiter arbeitslos bzw. Kurz-

arbeiter. Wenn man bedenkt, daß selbst der Tariflohn eines Dollarbeiters, nur das Lebensminimum ermöglicht, dann wird uns klar, in welche Zwangslage der Kurzarbeiter und ganz besonders der arbeitslose Kollege hineinkommt.

Die vielen Ursachen, die zu dieser Krise führten, sind ja in unserem Verbandsorgan oft aufgezeigt und besprochen worden. Darüber hinaus hat unser Verband nicht nur eine berechtigte Kritik an den heutigen Verhältnissen geübt, son-

dem was bedeutend notwendiger ist, den maßgebenden Stellen praktische und brauchbare Reformvorschläge unterbreitet. Unser zweiter Verbandsvorsitzender Karl Schmitz hat ja im vergangenen Jahre ausführlich das Problem der „Arbeitslosigkeit“ behandelt und gleichzeitig das öffentliche Gewissen wachgerüttelt.

Grundverschieden sind die seelischen Folgen, die durch die Krise in der Arbeiterschaft ausgelöst werden. Während der eine Teil stupide und gleichgültig der Lethargie und dem Pessimismus verfällt, schlägt der andere Teil ins entgegengesetzte Extrem zum Radikalismus über. Beides aber ist verwerflich und kann die Arbeiterschaft nur rückwärts werfen.

Die Gewerkschaften sind die Interessenvertretung der Arbeitnehmerschaft. Nur durch zähe, unermüdlige Arbeit ist es gelungen, schrittweise vorwärtszukommen und der Arbeiterschaft bessere und menschenwürdige Lebensbedingungen zu schaffen. Alle diejenigen, die heute als „Volksbeglucker“ sich hinstellen und der Arbeiterschaft versprechen, mit einem Schlage bessere Verhältnisse zu schaffen, sind Lügner und Demagogen der übelsten Sorte.

Gewisse Kreise versuchen dauernd und ganz bewusst, der Arbeiterschaft einzuhämmern, daß die Gewerkschaften zum großen Teil mit schuld sind, daß wir in diese Wirtschaftskalamität hineingekommen sind. Diese Leute verstehen es auch meisterhaft, die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu beeinflussen.

Und die Wirkung? Wir haben heute leider die traurige Tatsache festzustellen, daß dadurch auch ein Teil der Arbeiterschaft der Gewerkschaftsbewegung mißtrauisch gegenübersteht und an der Notwendigkeit der Gewerkschaft zweifelt. Daß die Gewerkschaften infolge der ungeheuren Krisis ihre Lohn- und Tarifpolitik elastischer gestalten mußten, daß vielleicht heute hier und da eine Position unter dem Zwang der Verhältnisse preisgegeben werden muß, um nicht noch mehr zu verlieren, das versteht man nicht oder will es nicht verstehen. Es ist ja auch viel leichter, in maßloser Weise zu hegen und zu kritisieren, als praktisch mitzuarbeiten. Man beschimpft und bekämpft heute das sogenannte Bonzentum und die Gewerkschaften innerhalb der Arbeiterschaft viel mehr als diejenigen, die die größte Schuld an unserem heutigen Elend tragen.

Man sägt sich damit gleichsam den Ast ab, auf dem man sitzt. Das aber müssen wir unter alten Umständen vermeiden.

Nun ist ja gottlob der ausschlaggebende Teil der Arbeiterschaft vernünftig und denkt. Es sind Arbeiter, die durch ihre Zugehörigkeit und ihre Treue zur gewerkschaftlichen Organisation bekunden, daß nur durch ein enges Zusammenhalten die jetzige Notzeit gut überstanden werden kann, ja daß nur der gewerkschaftliche Zusammenschluß, der Gedanke der Selbsthilfe überhaupt einen weiteren Aufstieg des Arbeiterstandes ermöglicht. Wenn man die Zeiten betrachtet, in denen es Gewerkschaften noch nicht gab, und infolge dessen der Arbeiter vollständig recht- und schutzlos der Unternehmerwillkür überantwortet war, wenn man ferner den dauernden Kampf der Unternehmer gegen das Arbeitsrecht, gegen die Sozialpolitik und vor allen Dingen gegen eine Gleichberechtigung des Arbeiterstandes bedenkt, dann sollte uns doch die Erkenntnis, daß die Gewerkschaft auch heute noch eine Lebensnotwendigkeit für uns Arbeiter bedeutet, nicht schwer fallen. Gerade diese Gehässigkeit der Unternehmer gegen die Gewerkschaft sollte uns doch recht deutlich die Notwendigkeit der Gewerkschaft klar werden lassen.

Darum ergibt sich daraus die Notwendigkeit, der Zusammenfassung aller positiven Kräfte. Hier liegt ein gewaltiges Arbeitsgebiet für jeden verantwortungsbewußten Gewerkschaftler. Wir wollen uns nicht beirren lassen, sondern durch zähe Aufklärungsarbeit in den Kreisen unserer Kollegen dafür sorgen, daß die Opfer und Mühen unserer „Alten“ nicht vergebens waren. „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Dieses Wort hat auch heute noch seine Gültigkeit. Sicher sind die Zeiten für jeden einzelnen von uns schwer und hart und verlangen fast übermenschliche Opfer von uns, aber trotzdem wollen wir die Zähne zusammenbeißen und im Vertrauen auf unsere gemeinsame Kraft die Hoffnung auf bessere Tage nicht fahren lassen. Wenn jemand den Glauben an sich selbst verliert, und den Kampf mit dem Leben aufgibt, der ist sicher verloren. Das gleiche gilt natürlich auch von einem ganzen Stande. Nach Regen folgt Sonnenschein und nach diesen dunklen Tagen der Wirtschaftsnot, die schwer auf uns lastet, wird sicher auch wieder einmal die Sonne des wirtschaftlichen Aufstieges leuchten.

Vertrauensmann B. Düring, Waldenburg.

Die Deutsche Wirtschaftslage seit Anfang 1931

III.

6. Konkurse und Vergleichsverfahren



Die Zahl der Konkurse ist im Jahre 1931 weiterhin gestiegen. Im Monatsdurchschnitt der ersten sieben Monate wurden 1066 Konkurse — gegenüber 965 Konkursen im Jahre 1930 — eröffnet. Auch die Zahl der Vergleichsverfahren ist weiterhin gestiegen. Im Monatsdurchschnitt 1930 von 613 auf 667 im Durchschnitt der ersten sieben Monate 1931. Damit sind die Zahlen des Krisenjahres 1926 überschritten.

Konkurse und Vergleichsverfahren.

Jahr bzw. Monat	Konkurse		Vergleichsverfahren	
	Gesamt	Monatsdurchschnitt	Gesamt	Monatsdurchschnitt
1913	12 756	1 063	—	—
1914	10 480	873	—	—
1925	10 876	906	5 634	469
1926	12 238	1 020	7 834	653
1927	5 644	460	1 428	119
1928	8 071	670	3 184	265
1929	10 143	845	5 194	433
1930	11 583	965	7 362	613
Januar 1931	—	1 085	—	850
Februar 1931	—	1 065	—	546

Jahr bzw. Monat	Konkurse		Vergleichsverfahren	
	Gesamt	Monatsdurchschnitt	Gesamt	Monatsdurchschnitt
März 1931	—	1 240	—	662
April 1931	—	972	—	655
Mai 1931	—	956	—	655
Juni 1931	—	1 034	—	647
Juli 1931	—	1 013	—	657

Die Entwicklung des Steueraufkommens

Die schwere Wirtschaftskrise drückt sich auch aus in dem Rückgang der Steuereingänge. Das Gesamtaufkommen an Steuern, Zöllen und Abgaben betrug 1931 im Monat in Millionen RM:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli
Zölle u. Verbrauchsabgaben	316,5	225,4	212,3	233,9	191,4	211,3	278,0
Besitz- und Verkehrssteuern	730,6	406,6	255,2	579,8	346,7	244,8	550,2
Insgesamt	1047,1	632,0	467,5	813,7	538,1	456,1	828,2

Danach betrug die Gesamteinnahme des Reiches im Juli 828,2 Mill. RM. Gegenüber dem gleichen Monat des Vorjahres 1097,0 Mill. RM ist das ein Rückgang von 268,8 Mill. RM. Im allgemeinen scheint festzustehen, daß der Voranschlag des Reiches nicht erreicht wird. Einen stetigen

Rückgang weisen die Verbrauchssteuern, wie Tabak-, Bier- und Zuckersteuer auf. Die Tabaksteuer ging von 110,1 Mill. RM im Januar auf 67,1 Mill. RM im Juli zurück, der tiefste Stand war im April mit 46,3 Mill. RM zu verzeichnen. Die Biersteuer ging von 34,4 auf 31,3 Mill. RM zurück. Im gleichen Zeitraum ging die Zuckersteuer von 15,5 auf 11,4 Mill. RM zurück.

In nachstehender Aufstellung ist ein Ueberblick über die Entwicklung seit Anfang 1930 gegeben.

Die Steuereinnahmen des Reiches in Mill. RM:

	1. Vierteljahr 1930	2. Vierteljahr 1930	3. Vierteljahr 1930	4. Vierteljahr 1930	1. Vierteljahr 1931	2. Vierteljahr 1931	Vorläufige das laufende Rechnungsjahr
Steuern vom Einkommen u. Vermögen	992,6	1036,1	1127,3	1029,5	962,8	757,8	3644,0
Steuern vom Umsatz u. Vermögensverkehr	339,4	308,5	327,1	325,6	320,1	279,6	1472,5
Steuern vom Verkehr	122,9	142,5	146,7	124,9	109,9	133,9	550,0
Zusammen	1454,9	1487,1	1601,1	1480,8	1392,8	1171,3	5666,5
Zölle und Verbrauchsabgaben	780,3	634,7	1185,1	817,5	754,6	636,6	3299,5
Zusammen	2235,2	2121,8	2786,2	2297,5	2147,4	1807,9	8966,0

Die Entwicklung der Spartätigkeit

Im Jahre 1913 betrug das Sparkapital in Deutschland (alter Umfang) 19 689 Millionen M. Durch die Inflation wurde dieses Kapital größtenteils vernichtet. Es gibt nun zwei Wege der Kapitalbildung: 1. die Kapitalbildung durch Spartätigkeit und 2. Kapitalbildung innerhalb der Wirtschaftsbetriebe selbst. Durch die ungeheure Belastung, die die deutsche Wirtschaft, Arbeitgeber wie auch Arbeitnehmer, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft zu tragen haben, ist die Möglichkeit der Kapitalbildung arg eingeschränkt. Trotz und alledem ist es seit Anfang 1924 gelungen, in den Sparkassen mehr als die Hälfte des im Jahre 1913 vorhandenen Sparkapitals zu erreichen.

Der Einlagenbestand der deutschen Sparkassen betrug Ende 1925: 1628,3 Mill. RM, Ende 1926: 3094,6 Mill. RM, Ende 1927: 4665,4 Mill. RM, Ende 1928: 6989,7 Mill. RM, Ende 1929: 9015,6 Mill. RM.

Seit Anfang 1930 zeigt sich folgende Entwicklung:

Monat	1930	1931
Januar	9 358,8	10 767,1
Februar	9 547,9	10 946,3
März	9 637,2	11 043,7
April	9 724,1	11 165,3
Mai	9 835,8	11 224,9
Juni	9 911,8	11 073,6
Juli	10 008,4	
August	10 094,3	
September	10 148,4	
Oktober	10 190,5	
November	10 271,7	
Dezember	10 400,0	

Zum ersten Male zeigt sich im Juni 1931 ein Rückgang der Spareinlagen, der im Juli weiter angehalten hat. Dieser dürfte auf die Angstabhebungen zu Beginn der Geldkrise zurückzuführen sein.

Der Geldumlauf Deutschlands betrug im Jahresdurchschnitt:

1913	6070,0 Mill. RM	1928	5843,0 Mill. RM
1926	4910,1 " "	1929	5965,0 " "
1927	5451,5 " "	1930	5893,9 " "

Im Jahre 1931 ist folgende Entwicklung zu verzeichnen:

	Gesamt-Geldumlauf Mill. RM	Dekung
Januar	5 627,6	45,99%
Februar	5 548,3	45,67%
März	5 614,5	46,11%
April	5 598,5	46,15%
Mai	5 528,4	47,87%
Juni	5 529,0	35,59%
Juli	6 139,2 *)	27,36% *)

*) Monatsende.

Inzwischen ist die Golddeckung in der dritten Augustwoche wieder auf 41,5 % gestiegen.

Der Arbeitsmarkt in Deutschland

Die Arbeitslosigkeit zeigt noch immer beängstigende Formen. Der Rückgang der Zahl der Arbeitsuchenden ist seit Beginn dieses Jahres längst nicht so stark wie im Vorjahre. An verfügbaren Arbeitsuchenden bei den Arbeitsämtern wurden im Januar d. J. 4 956 464 Personen gezählt. Diese gingen bis auf 4 082 596 im Juni zurück (Juni 1930 2 696 083). Gewaltig ist die Zahl der von der Krisenunterstützung betreuten Personen gestiegen. An Hauptunterstützungsempfänger wurden betreut, im Januar 810 568, im Juni 941 344 (Juni 1930: 365 779). Von Januar 1930 bis Juni 1931 beträgt die Zunahme der von der Krisenfürsorge betreuten Personen ungefähr das Vierfache.

SIEDLUNG UNITRUSTOWN

Von Reck-Malleczewen.

XVII.

Und wahr und wahrhaftig langt das Ungeheuer mit den verbrühten Händen nach seiner Tasche und holt die Belohnungsigarre heraus, wie Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion: eine Giftnudel, ein Zündlabel... aus Brusttasche bestehen die Zigarren, die Elhu Grant seinen Lieblingen offeriert, und als Deckblatt wird, wie es scheint, eine austrangierte Gutta-percha-Folierung verwendet.

Lawson sieht ihn verständnislos an, hält ihm zitternd ein Eisenstück entgegen, mit dem Elhu Grant nichts anzufangen weiß. Und Lawson, der erledigte, ausgepumpte Lawson, zeigt mit bebenden Fingern auf den tiefen Fellschnitt mitten im Speerbolzen, und gerade hier bei diesem Fellschnitt ist der Bolzen gebrochen.

„Weißt du, was das ist... weißt du? Verrat... Sabotage...“ Lawson kann nicht mehr, ein Weinkrampf schüttelt den einst unverwundlichen Lawson.

Der Teufel, schon wieder eine frische Importe passend, steht ihn verständnislos an: „Verrat! Warum?“

Ja, warum?

Im Kesselschacht sieht in den nächsten Tagen ein alter, weißhaariger Mann, dreht ein paar angefeilte Eisenstücke in der Hand und wird diese folternde Frage nicht mehr los. Nein, nicht die Speerbolzen der Kühlungssteuerung allein waren durchgeht, tiefe Fellschnitte haben an ihren Bruchstellen auch die getriebenen Substanzen der Leuzpumpen gezeigt.

Die Ventile haben ordnungsmäßig abgeblasen, die Maschinen wundervoll gearbeitet, die Kesselfundamente eine nie wiederkehrende Belastungsprobe ausgehalten: nichts war Pfscherarbeit, nichts hat versagt — ausgenommen die Menschen!

Warum dieser Verrat? Woher dieser Haß gegen sein Werk, gegen die Maschine, gegen den Fortschritt?

Nein, Lawson, der seit jenem Tage bis auf weiteres unten in der Kesselhalle schläft, weiß keine Antwort und versteht seine Zeit nicht mehr. Die Schäden sind sehr bald repariert; in drei Tagen, wenn die Reparatur hier sind, werden die Maschinen wieder laufen. Und die Halle wird bewacht und das ganze Arbeiterheer von Untrustown bis auf die Mauer an den neuen Kalbauten unten am Meer durchseht mit Twos Geheimagenten. Aber der Attentäter läßt sich nun einmal nicht auffspüren — weder hier noch in Newyork, wo in diesen Tagen an den Piers von Sobolen über Nacht ein großer Untrustliner mit geöffneten Bodenventilen wegjakt, wird etwas entdeckt.

Und in seinen Nächten fährt Lawson aus dem Halbschlaf. Säht auf die Wache los, die vor den Kesselfronten patrouilliert, hört zum zwanzigsten Male, daß alles in Ordnung sei, legt sich wieder. Träumt, daß Grant ihm aufgegeben habe, binnen drei Tagen absolut zuverlässige Menschen aus Chromnickel zu konstruieren, fährt wieder auf, starrt mit brennenden Augen in das Halbdunkel, fragt sich wieder, warum man sein Werk so haßt. Findet keine Antwort und versteht, wie gesagt, seine Zeit nicht mehr.

Dafür gibt es in Untrustown einen anderen Mann, der seine Zeit desto besser versteht!

Dort oben in dem Turm, der sich eigenwillig aus den grauen Steinmassen des Florentiner Palastes aufreckt, dacht unter dem Dachhelm liegt ein kleiner, schmuckloser Raum. Leicht ist es nicht, ihn zu finden hinter dem Dachbau der Gänge und Treppen — nicht fünf Menschen gibt es, die ihn betreten haben. Stahlwände und Stahltüren, die sich schließen wie die eines Banktresors — das Ganze sieht aus wie der Turm eines Panzerschiffes.

Solgende Zahlen zeigen die Entwicklung auf:

	Verfügbare Arbeits- suchende	Arbeits- lose	Hauptunterstützungs- empfänger		Arbeitslos(e) in der Metall- verarb.u. Industrie b. Wirtsch.
			Arbeitsl.-Versf.	Arbeitsl.fürsorge	
Januar 1930	3 258 957	3 217 608	2 232 619	250 029	404 283
April 1930	2 840 070	2 786 912	1 763 107	317 961	463 760
Juli 1930	2 819 699	2 765 258	1 497 522	403 439	492 593
Oktober 1930	3 320 413	3 252 082	1 561 961	510 511	585 429
Dezbr. 1930	4 438 910	4 383 843	2 165 737	667 001	664 938
Januar 1931	4 956 464	4 886 925	2 554 202	810 568	738 040
Februar 1931	5 045 489	4 971 843	2 589 314	907 665	769 061
März 1931	4 830 126	4 743 931	2 316 971	923 552	777 243
April 1931	4 469 474	4 358 153	1 887 293	902 334	764 643
Mai 1931	4 172 543	4 052 950	1 578 174	929 395	738 342
Juni 1931	4 082 596	3 953 946	1 412 313	941 344	711 864

*) jeweils am 15. eines jeden Monats.

Die Zahl der Arbeitslosen ist inzwischen (15. 8. 31) auf rund 4 104 000 gestiegen. Davon werden 1 225 000 von der Arbeitslosenversicherung und 1 056 000 von der Krisen- fürsorge betreut.

Alles in allem scheint die Entwicklung bei der Zahl der arbeitslosen Metallarbeiter den tiefsten Punkt erreicht zu haben.

Bedenklich ist auch die Zahl der in der Wohlfahrtspflege betreuten Arbeitslosen gestiegen. Sie betrug im Juni 1931 890 648 Wohlfahrtserwerbslose, das sind arbeitsfähige Arbeitslose einschließlich Fürsorgearbeiter, welche laufend aus Mitteln der öffentlichen Fürsorge unterstützt und von den Arbeitsämtern als Wohlfahrtserwerbslose anerkannt sind.

Festzustellen ist auch eine Verlagerung der Lasten der Arbeitslosigkeit. Wurden im Juli 1929 noch 57 Proz. aller Arbeitslosen von der Arbeitslosenversicherung betreut, so waren es 1930 im gleichen Monat noch 54 Prozent, dagegen im

Juli 1931 nur noch 30 Prozent, die von der Arbeitslosenversicherung betreut wurden.

Wir haben somit die Entwicklung der deutschen Wirtschaft an Hand von wichtigen Wirtschaftszahlen aufgezeigt. Alles in allem ist festzustellen: „Die deutsche Wirtschaft befindet sich in einer furchtbaren Lage“. Und doch glauben wir sagen zu dürfen, daß allem Anschein nach der tiefste Punkt der Abwärtsbewegung erreicht sein dürfte. Nirgends aber sind vorläufig Anzeichen für einen Wiederaufschwung vorhanden. Und doch muß gesagt werden, daß die deutsche Wirtschaft innerlich gesund ist. Auch seitens des Auslandes wird dieses anerkannt und ausgesprochen. Durch den Wahnsinn des Versailles-Vertrages und der darauf begründeten Reparationspolitik ist dem deutschen Wirtschaftskörper schwer zugefügt worden. Der Hoover-Plan ist gewiß ein Lichtblick. Doch eine Ausspannung von nur Jahresdauer kann das Schicksal Deutschlands und damit auch das Schicksal der Welt nicht wenden. Das Ergebnis von Basel läßt eine kleine Hoffnung aufkommen. Wirtschaftsjahresverständige aller beteiligten Staaten haben, unbeeinflusst von den politischen Strömungen, die Undurchführbarkeit der Reparationspolitik, des Young-Planes, offen anerkannt. Sie halten eine grundlegende Revision für unbedingt erforderlich. Doch dem Wort muß jetzt die Tat folgen. Sache der Staatsmänner ist es nun, diese so notwendige Tat zu vollbringen. Inzwischen aber ist es unsere Aufgabe, im Innern alles zu tun, um eine Gesundung und den Wiederaufstieg zu fördern. Wir wollen und werden es schaffen. Was wir aber brauchen, ist Vertrauen des Auslandes, Einigkeit und Geschlossenheit im Innern und eine von wirtschaftlicher Vernunft diktierte grundlegende Neuregelung der Reparationsfrage, die uns eine fühlbare Erleichterung bringt.

G. Pelster.

Umschau

Lieber verurteilter „Deutscher“!

Nun hat Dich also die Hand der Ministerialbürokratie erreicht und wegen „Gefährdung der öffentlichen Ordnung“ bis zum 2. September verboten. Warum? Weil Du eine Karikatur des russischen Außenministers Litwinoff mit einigen Randbemerkungen gebracht hast. Da hast Du den Salat. Warum greifst Du auch die „Freunde“ Deutschlands

Nehmt euch in acht: dies ist das Hirn der Welt, und hier wohnt die Macht! Tag und Nacht blüht sich da mit seinem Hörhelm einer dieser geplagten wirelessmen über seinen Tisch, in irrstinnigem Wechsel knattert es oben in die Antennen: Börsenkurse, Schuldingstelegramme, Bittgesuche europäischer Ministerien, Globusbetreibungen und anonyme Drohungen, die aus den Tiefen der geknechteten Menschheit kommen.

Gemach, noch etwas anderes birgt dieser Raum: grüne und rote Drähte kriechen durch enge Schlitze unter dem Dach, vereinigen sich in seltsamen Apparaten, verlassen sie als dicke Kabelschlangen, finden sich wieder zusammen unter Schaltbrettern mit Hebeln und Kurkeln und Indikatoren — alles das ist wiederum nur da für den einen stählernen Riesenhebel, mit dem man die Welt bändigt! Noch sind es ja die Kräfte eines einzigen Kesselschachtes, die in dieser Teufelsmaschinerie wohnen... wehe der Welt, wenn erst die ganze Höllenmacht des Kraters in ihr zittert: den Hebel herum — die Welt steht in Flammen!

Hier oben empfängt der fleische Mann Lawson. Was denn? Irgend solch ein Höhlenmolch hat ein paar Maschinen beschädigt; auf der südamerikanischen Station ist unter irgendeiner wertvollen Maschine eine Sprengpatrone hochgegangen, in Hoboken haben ein paar schlecht bezahlte Seizer zehntausend Tonnen Schiffsraum verfenkt: was weiter?

„Se, Law... wann also werden deine Maschinen wieder laufen?“

Es ergibt sich, daß morgen schon die Kessel von neuem unter Dampf sein werden. „Und wenn die Neuyorker kommen, Law, dann nimmst du den Wald!“

Lawson spielt an der Kurbel des Senders, sieht den andern bittend an: „Der letzte Wald in Eucalypto...“

„Den Wald, habe ich gesagt.“

Die Tür geht, der Sekretär One erscheint: Syslop und Whitening... endlich sind sie eingetroffen. Mit drei Riesenautomobilen, einem Stab von Sekretären und Reportern, die sie nach sich ziehen wie der Komet den Schwanz. Mit Vollmachten und dem lebhaft geäußerten Wunsch, bei Elihu Grant vorgelassen zu werden... in einer Stunde spätestens, sofort, wenn es beliebt...

an! Wir wollen hier über die Karikatur nichts sagen oder höchstens das, daß die Bagatelle ein solches Eingreifen der Staatsgewalt kaum gelohnt hätte, wenn nicht die einzige Größe der Regierungsbürokratie eben in der Kleinigkeit bestände.

Sogar der „Vorwärts“, mit dem Du Dich doch weidlich herumstreitest, nennt in seiner Nr. 404 die Angelegenheit ein „Ungeheuerliches Zeitungsverbot“ und einen „Akt der Liebedienerei gegenüber Moskau“.

Elihu Grant sieht die Spitzmaus One an: „Vorlassen! Sie wagen es, mir diesen Unsinn auszurichten, Sie unterstehen sich...“

One hat es bereits vorgezogen, das Zimmer wieder zu verlassen.

Und drei Tage vergehen, und die Kommission weiß eigentlich nicht, was sie anfangen soll in Untruxtown. Man öffnet ihr wohl, damit sie sich von der Verwendung der amerikanischen Staatssubventionen überzeugen kann, ein paar Bureaus... man treibt es so weit babei, daß man sie auf Grants ausdrücklichen Befehl nicht einmal zum Sitzen nötigt. Der Krater! O nein, die Wachen, die vor der Förderhalle stehen, sind mit einer solchen Besichtigung durchaus nicht einverstanden, und da alle nach Washington gesandten Telegramme zunächst nichts nützen, so hält der Tribun Reginald Syslop es für angebracht, in den nächsten Tagen infognito die öffentlichen Institutionen von Untruxtown zu besichtigen — Alhambra, die Casinos in der Unterstadt, gewisse öffentliche Lokaltäten, die der Doktor Schirwind hier hat errichten lassen. In späterer Stunde lehrte Reginald Syslop infognito, aber ein starkes Lied singend, als fröhlicher Landmann von der Arbeit heim.

Und da der andere, da der mit einer Rückenverkrümmung, einem Riechläschchen, einem Lorgnon und einem theosophischen Weltbild behaftete Präsident des Kolumbiapresskonzerns Ward Whitening an Migräne leidet und in den nächsten drei Tagen seinen gelbseidenen Schlafrock und seine Zimmer im Grand-Hotel nicht verlassen kann, so arbeitet die Maschinerie Elihu Grant in diesen Tagen weiter mit ungemeinderter Tourenzahl: bei Gott, es weht ein scharfer Wind in diesen Tagen durch den Krater, und er trägt alle fort, die nicht mehr fest am Aste sitzen! Alle fliegen, die neulich im Kesselschacht versagt haben... Bramley, Sorson, Smart, der große Smart sogar, dessen neuem Kühlsystem man foundso viele Monate Zeitgewinnst verdankt... Sie lernen das Fliegen ohne Rücksicht auf Alter und Verdienst: go to the devil! Dafür liegen da im Spital die braven Jungen, diese drei, die nicht versagt haben... ach was, gegen verbrühte Hände gibt es Delumschläge, und wenn diese Hände selbst für Lebenszeit deformiert bleiben sollten: Elihu Grant vergißt nicht!

der „vom politischen Standpunkt aus gesehen sich noch schlimmer darstellt als vom juristischen“. Ich habe so das Gefühl, als ob der „Vorwärts“ mit dieser Äußerung einigen hohen sozialistischen Regierungsherren viel leicht unbewußterweise ein paar saftige Ohrfeigen gegeben hätte. Ist das nicht auch Deine Meinung!

Aber da fällt mir ja noch was ein:

- 1. Hast Du nicht seit Jahr und Tag gegen die geistige Unfruchtbarkeit und Ueberheblichkeit der Ministerialbürokratie angekämpft?
- 2. Hast Du nicht seit langem die Ausgabenwirtschaft des Auswärtigen Amtes scharf unter die Lupe genommen?
- 3. Hast Du nicht einige Korpphän des Auswärtigen Amtes — wie es sich gehörte — an ihre Pflicht erinnert?
- 4. Bist Du nicht gegen die Arterienverkalkung in der Bürokratie angegangen?
- 5. Hast Du nicht die Rechte der Kleinrentner gegenüber den Großrentnern in einem regierungsfreudig unangenehmen Maße verteidigt?

Siehst Du, daran dachte ich ganz zufälligerweise, als ich von Deiner „Verurteilung“ erfuhr. Ich werde mich schon hüten, etwa Verbindungen konstruieren zu wollen. Ich meine ja man bloß so. Bums.

Er ist gegen die Gewerkschaften, aber für die Franzosen

In den letzten Wochen hat das in Schlessen führende Zentrumsblatt die „Schlesische Volkszeitung“ auf unser Einwirken hin etwas mehr als gewöhnlich für unsere Gewerkschaftsarbeit ihre Zellen zur Verfügung ge-

stellt. Am 25. August d. J. erhielt die Redaktion nachstehende Postkarte, die ich in Ihrem ganzen Inhalt wiedergeben will. Sie lautet:

„An die Schlesische Volkszeitung, Breslau, Breslau (Ofenerstraße 30), den 25. 8. 1931. Auf kirchliche Anregung hin habe ich mehrere Monate hindurch Ihre Zeitung gehalten. Da ich zu der Einsicht gekommen bin, daß Ihre Zeitung lediglich gewerkschaftlichen Zielen dient, bestelle ich sie hiermit mit Ablauf des Monats August 1931 ab. Ich halte es staats- und wirtschaftspolitisch für falsch, den vierten Stand an die Stelle des ersten zu setzen; ich teile vielmehr den Rentnerstandpunkt der Franzosen. Hochachtung gez. G. Piechotta, Stadtinspektor.“

Diese Karte charakterisiert genau den Geist, der hier in vielen Kreisen der Bevölkerung herrscht.

Kun ist doch ein Stadtinspektor wirklich kein Mann, der sich mit Zug und Recht zum ersten Stande rechnen könnte. Vielmehr bin ich der Meinung, daß auch dieser Stadtinspektor nicht mehr ist als ein Arbeiter. Ja, ich möchte mich fast zu der Auffassung bekennen, daß ein qualifizierter Facharbeiter mit langer Lehrzeit mehr Wert für das gesamte Volk und seine Wirtschaft hat und viel mehr für Volk und Wirtschaft getan hat, als ein sogenannter „Stadtinspektor“, der 12 Jahre lang unter Umständen beim deutschen Heere Rekruten gedreht hat.

Der Gedankengang dieses Mannes soll aber der Arbeiterschaft zu denken geben. Es muß in Zukunft alles getan werden, um der Arbeiterschaft den Wert der gewerkschaftlichen Organisation klarzumachen.

B. Tr.

Verbandsgebiet

Am 1. Quartal 1931 300 Mitglieder Zuwachs in Saarbrücken

Am Sonntag, dem 23. August, hatte die Ortsverwaltung Saarbrücken ihre Vorsitzenden und Kassierer der verschiedenen Zahlstellen zu einer Funktionärskonferenz ins Lokal Bayer nach Dudweiler geladen. Bis auf drei Zahlstellen waren alle Hauptfunktionäre erschienen.

In seinem Geschäftsbericht konnte der Kollege Franzen darauf hinweisen, daß die Mitgliederbewegung im 1. Quartal 1931 aufsteigend gewesen sei, daß die Ortsverwaltung bei 4 Markendurchschnitt von Januar bis April rund 300 Mitglieder zugenommen habe. Der Monat Juli, der nicht ganz erfreulich für die Bewegung ausgefallen sei, habe leider nicht gehalten, was die ersten Monate versprochen. Das muß aber durch stärkere Aktivität vor allem der Vorsitzenden, Kassierer und Vertrauensleute wieder wettgemacht werden. Bei einigermaßen gutem Willen ist das auch möglich.

Nach der Durchsprechung des Kassenberichtes setzte eine lebhafte Diskussion ein. Es wurde aus den einzelnen Bezirken und Zahlstellen manch Gutes und auch mancher Uebelstand berichtet. Diese Uebelstände abzustellen, muß eines jeden Vorstandsmitgliedes vornehmste Aufgabe sein.

Zum Schluß referierte der Geschäftsführer Kollege Steinacker über die Wirtschaftslage. Er zeigte in seinen Ausführungen die Größe und Schwere der augenblicklichen Wirtschaftsnot auf. Am stärksten habe

hierunter die Arbeiterschaft und vor allem die Metallarbeiterschaft zu leiden. Die Wirtschaftskrise mache sich nicht nur in Deutschland und im Saargebiet bemerkbar, sondern sie erstrecke sich über die ganze Welt. Die Wirtschaft müsse sich umstellen in ihrem ganzen System. Die Arbeiterschaft dürfe nicht auf möglichst hohen Gewinn eingestellt sein, sondern müsse mehr ein Faktor des Vertrauens werden und sich wieder stärker auf die Deckung der Bedürfnisse einstellen. Besonnenheit und ein allgemeines Verantwortungsgefühl sei dringend erforderlich. Die christliche Arbeiterbewegung und besonders auch der Christliche Metallarbeiterverband haben dies immer, auch im Verlauf dieser Krise, gezeigt. Verlangen müsse man aber auch — man brauche dabei nicht radikal zu sein —, daß die Bestbezahlten, die Bessergestellten in erheblichem Maße zur Linderung der Wirtschaftsnot beitragen. Die vorgezeichneten Ideen in Volk und Wirtschaft zu verwirklichen, sei aber nur möglich mit einer starken christlichen Arbeiterbewegung und in ihr ein starker Christlicher Metallarbeiterverband. Agitationsmöglichkeiten seien noch genügend vorhanden. Vor allem müsse die heranwachsende Jugend dem Christlichen Metallarbeiterverband zugeführt werden. Man müsse aus dem Abwehrkampf, in dem die christliche Arbeiterschaft bisher gestanden habe, zur Offensive, im Herbst zum Angriff übergehen. Nur die Stände, die mutig und stark ihr Wollen und ihr Wirken in den Vordergrund stellten, hätten Existenzberechtigung. Darum müsse die Stärkung unseres Verbandes und vor allem die Haltung der Mitglieder heiligste Pflicht eines jeden Funktionärs sein. St., Saarbrücken.

Niemand steht in diesen drei Tagen Elihu Grant — niemand, der nicht jenes verborgene, einsame Zimmer kennt in dem großen Dachsbau von Unitrustpalace. Man steht nicht ungestraft eine Stunde in lodendem Dampfe, wenn man die Pest im Blute hat, man ist nicht ungestraft für eine Stunde stärker als die Jungen, die Kraftstrogenden wenn man ein flecher Mann ist: am vierten Tage nach diesem demwürdigen im Kesselschachte Nr. 1 beginnt es wieder zu klimmern vor diesen armen Augen, und der Doktor Schirwind legt achselzuckend den Augenspiegel fort. Und dann, während Lawson unten durch die Kesselhalle geistert, kommt wieder die große Nacht über Elihu Grant und mit der Nacht wütende, entsetzliche Schmerzen, die wie Blitze durch die Glieder fahren und den Starcken, den Sieger, den Felden in ein brüllendes, armseliges Bündel verwandeln:

„Schinder... Hund... Henker...“

Und dann ist endlich am Morgen des fünften Tages, an dem den Senatoren Whitening und Syslop das Spiel der Kraterkräfte gezeigt werden soll, die Erschöpfung gekommen und mit der Erschöpfung ein wenig Schlaf. Und da sitzt in seinem kahlen, weißen Zimmer unter den zischenden Bogenlampen in seinem großen Stuhl wie ein festes asiatisches Götzenbild der Herr der Welt und schlummert ganz friedlich.

Und Elihu Grant lächelt, und Elihu Grant träumt vielleicht von einem kleinen Bauernhause am Lochnes oben, ohne Antennen und Stahlwände... Septembersonne, harter Boden, Forellen im Fach. Und der schwarze Leibblafal Herkules nimmt behutsam seinem Herrn die Importe aus dem erschlafenen Munde, schleicht sich zum Schalter: es ist zwar streng verboten, die Lampen zu löschen... vielleicht schlummert aber der Herr, dem ja noch immer ein Lichtschein verblieben ist, ein wenig besser im Dunkel...

Auf Zehenspitzen schleicht der Reger, der seinen Herrn die ganze Nacht gestählt hat, zu seiner Kabine nebenan, wirft die Livree ab: zwanzig Stunden ist er, wie einst der berühmte Mamelud Rustan, der Diener des Herrn der Welt, ist er selbst ein Nichtsfaktor gewesen. Nun ist ein armer, müder Rigger, ein Salbaffe mit melancholischen Augen übriggeblieben...



der rotfilberne Rod liegt am Boden, die schwarze Sand neht die Stirn mit Wasser, der gigantische Leib neigt sich gegen Ost: Gott ist der Anfang, Gott ist das Ende... groß ist trotzdem Elihu Grant, man weiß nicht, ob er am Ende nicht größer ist als Gott...

Und dann liegt der Reger Herkules in tiefem, tierischem Schlafe, sieht den schimmernden Strom durch den Wald ziehen und ganz fern die Insel, auf der die Götter wohnen. Ganz still ist es dort, wie am siebenten Schöpfungstage... Tiere und Menschen, ein Männlein und ein Weiblein... siehe Herkules, alles ist sehr gut.

Und nun schläft wirklich ganz Unitrustpalace. Wind heult oben in den Drähten, kommt mit starkem Salzhauch von der See, bringt Schlaf und Erquickung über müde Rigger, schlummert selbst ein und verstummt.

Zwei Stunden ist es so, und erst um fünf Uhr in der Frühe geschieht es, daß Herkules in seinem Schlafe ein langgezogenes Seulen hört. Noch immer träumend, denkt man an das Nächstliegende: der Dorfälteste Makito ist in den Wald gegangen... vielleicht, daß der Tiger ihn erwischt hat, daß er so heult. Und wenn es nicht Makito ist, so sind es die Götter, die sitzen im Schilf am Strom, weinen laut, wenn die Schiffe der Weißen kommen und die junge Mannschaft der Dörfer aus dem Lande führen... oh... Plötzlich aber ist Herkules wach, weiß nun, daß es kein Regergott ist, der dort heult: er ist in seine Livree gefahren und steht neben seinem Herrn.

„Die Dunkelheit, Rigger... Hund... Satan...“

(Fortsetzung folgt.)

Unser Verband hilft den Frauen der Kollegen

Unser christlicher Metallarbeiterverband hat sich die Sebung der Metallarbeiterschaft und der Metallarbeiterfamilie zum Ziel gesetzt. Nicht nur die materielle und geistige Sebung, sondern auch die Sorge um die tausendfachen Rechtsfälle, die besonders heute an den Metallarbeiter herantreten. Millionen und aber Millionen wären den Metallarbeiterfamilien schon verloren gegangen, wenn nicht der Christliche Metallarbeiterverband durch seinen Rechtsschutz helfend dagesstanden hätte. In vier Jahren, von 1927 bis 1930, hat unser Verband den Kollegen 3 400 000 RM erklämpft, und zwar besonders auf dem Gebiet der Sozialversicherung, in Steuerfällen, Mietsangelegenheiten, Zivilprozessen usw.

Vor allem nimmt sich unser Verband auch der armen Hinterbliebenen verunglückter Metallarbeiterkollegen an. Wir haben jetzt in Bonn für die Witwe eines Kollegen ein Jahr lang mit der Berufsgenossenschaft für Feinmechanik und Elektrotechnik gekämpft um die Rechte der Witwe und ein obsiegendes Urteil erlangt. Der Sachverhalt war wie folgt.

Am 4. August 1930 verunglückte der Bezirksmonteur Willy Eckardt bei der Anlegung einer Antenne tödlich, indem er mit der Hochspannungsfreileitung in Berührung kam und tot vom Mast abstürzte.

Durch unsern Christlichen Metallarbeiterverband beantragte die Witwe für sich und ihr Kind die Hinterbliebenenrente bei der Berufsgenossenschaft für Feinmechanik und Elektrotechnik, Sekt. VII, in Aachen. Mit Bescheid vom 8. 9. 1930 lehnte die Berufsgenossenschaft die Zahlung der Rente ab mit folgender Begründung: Der Unfall ihres Ehemannes ereignete sich, als dieser an dem dienstfreien Samstagmittag aus Gefälligkeit einer Ortsbewohnerin, deren Schwägerin für die Dauer des Besuches einen Radioapparat mitgebracht hatte, helfen wollte, eine Radioantenne zu spannen. Die unfallbringende Tätigkeit, die außerhalb der Dienstzeit und ohne Bezahlung erfolgt, kam nicht dem Betriebe seines Arbeitgebers zugute und kann daher als Betriebsarbeit nicht angesehen werden. Da somit das Vorliegen eines Betriebsunfalles zu verneinen ist, besteht eine Verpflichtung zur Entschädigung nicht.

Sofort wurde von uns gegen diesen Bescheid Einspruch erhoben. Beigelegt wurde eine Bescheinigung der Firma, worin dieselbe darlegt, daß ihre Bezirksmonteure überhaupt keinen freien Nachmittag, überhaupt nur Freizeit hätten, wenn der von der Firma angeforderte Vertreter zur Stelle sei. Ferner, daß Eckardt und den übrigen Bezirksmonteuren unter Androhung der sofortigen Entlassung unterjagt sei, auch nur die kleinste Arbeit auf eigene

Rechnung oder Gefälligkeit zu machen. Sie sei überzeugt, daß auch der Verunglückte diese Arbeit wie alle früheren für die Firma habe ausführen wollen.

Nach wiederholten Verhandlungen stand dann am 19. August 1931, also nach über einem Jahr, die Sache zur Entscheidung vor der Spruchkammer des Oberversicherungsamtes in Trier an. Hierbei suchte der Vertreter der Berufsgenossenschaft die Angaben des Arbeitgebers zu entkräften, indem er sie nur als Vermutung hinstellen wollte und darauf hinwies, daß die Antennenanlage nicht sachgemäß ausgeführt worden sei, denn der Verunglückte habe dieselbe an den Hochspannungsmast befestigt, was verboten sei und ferner habe er auch über Materialverbrauch und Arbeitszeit keine Notizen im Arbeitsbuch gemacht.

Wir wiesen nun darauf hin, daß es sich sehr wahrscheinlich zunächst um eine provisorische Anlage handeln solle, die am Montag zu einer ordnungsmäßigen umgebaut werden sollte. Ferner würden doch bei derartigen Arbeiten die Angaben über Materialverbrauch und Arbeitszeit erst nach Beendigung der Arbeit ins Buch eingetragen. Endlich erkannte die Spruchkammer der Witwe und dem Kinde die gesetzliche Rente vorläufig von 30 RM im Monat zu.

Es ist und bleibt wahr: „Ohne eine gewisse Macht kann „Recht“ sich überhaupt nicht gestalten und durchsetzen. Um gutes Recht schaffen und verwirklichen zu können, kommt es darauf an, ob die erforderliche Macht auch von sittlichen Motiven getragen wird. — Wer nicht selbst und durch unsern Verband laufend sein „Recht“ beobachtet, pflegt, bearbeitet — und das setzt voraus, daß er es kennt —, den wird es nicht befriedigen, für den kann es Unrecht werden und er läuft gar Gefahr, unter die Räder zu kommen.“ Darum liegt es in unserem eigenen Interesse, ein lebendiges Mitglied des Verbandes zu sein. Es gilt, mehr noch als bisher geistig regsam und für alle Arbeiterfragen aufgeschlossen zu sein sowie einzustehen bis zum äußersten für unser Recht.

Wie wäre es erst der armen Frau ergangen, hätte sie nicht den Rechtsbeistand des Christlichen Metallarbeiterverbandes gehabt???

Die Frau sieht das ein und will, da sie jetzt den Dienst als Schalttafelwärter übernommen hat, treues Mitglied beim Christlichen Metallarbeiterverband bleiben. Wie viele aber denken nicht daran, daß der Verband sich auch der Hinterbliebenen seiner Mitglieder annimmt und ihnen zu ihrem Recht verhilft. Also auch aus diesem Grunde stärken wir unsern Christlichen Metallarbeiterverband. Die Frauen haben daher alle Veranlassung, bei der Herbstwerbearbeit unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes mit säubern zu helfen.

Fassbender, Bonn.

Von der Berufserziehung des Kindes

II.

Die Berufserziehung des Jungen ist schwieriger als die des Mädchens. Hier fehlt anfänglich jeder Wegweiser, weil ein Junge möglicherweise alles werden kann. Beim Jungen erscheint nur der Wahlberuf. Der Wahlberuf des Jungen ist in der Regel bedeutungsvoller als der des Mädchens. Er soll nicht nur Mittel zum Geldverdienen sein. Er soll sichtbarer Lebenszweck des Menschen sein. In der Form des gewählten Berufs liegt das ganze Leben zeitlich und wesentlich eingebettet. Gegen die Wände dieser Form flößt das junge schäumende Leben in der „Sturm- und Drangzeit“. Zerbricht als-

dann die Form, dann entwickelt sich ein formloses Leben, wenn nicht sogleich eine andere Form zur Ausnahme bereit steht. In dieser Form wird das reife Leben unter dem Druck der Sorgen des Familienvaters gehalten, länger oder kürzer, bis es wie reiner Wein ins ewige Lager gebracht wird. Der Beruf ist nicht nur Form. Von ihm geht eine reinigende und stärkende Wirkung aus, wie vom Futter der Thomasbirne auf das Eisen. Beruf und Leben stehen in innerer Verbundenheit miteinander wie die Würze mit der Suppe.

Das ist für den Jungen der Beruf, den er wählen soll. Für wahr, die Wahl ist bedeutungsvoll! Den Jungen vor und bei der

Wahl alleinlassen ist entweder ein Verhängnis oder ein Verbrechen. „Der Junge muß allein wissen, was er werden will!“ Wie, wenn ich jemanden in einen ihm unbekanntem Wald stelle und ihm sage: „Du mußt allein wissen, wie du nach X kommst!“ Beides ist derselbe Unsinn. Wird der Junge erst kurz vor seiner Schul-entlassung oder gar danach plötzlich vor die Berufswahl gestellt, dann verwirrt ihn die Vielheit der Betätigungsmöglichkeiten. Die Berufswahl erfolgt dann nach engstirnigen Überlegungen. Der Junge kommt in einen Beruf hinein, ohne zu wissen wie. Oft folgt Unzufriedenheit. Ein späteres „Umsatteln“ ist nie vor-bildlich, heute auch wenig möglich.

Ein Junge kann nicht Augen genug haben. Auf einem Spaziergang mit den Eltern bekommt er eine Eisenbahn aus der Nähe zu sehen. Die Geschwindigkeit, der Dampf, das laujende Gestänge der Lokomotive machen dem Jungen Freude. Vielleicht entwickelt sich eine Unterhaltung darüber. Da soll der Vater, so gut er kann, die Fragen des Jungen beantworten. Möglichst bald danach, solange das Interesse noch warm ist, gebe man dem Jungen eine Eisenbahn. Es braucht keine elektrische zu sein! Sie braucht noch nicht einmal auf Schienen zu laufen. Eine ganz kleine aus Blech tut's auch. Anlagen wie Lagerplätze, Verladestellen u. a. lassen sich durch zugeschnittene Holz- und Pappstücke, Sand und andere Mittel leicht herstellen. Die Phantasie der Buben kann mit derlei Material allerhand anfangen. Technisch und erzieherisch wertvoll ist es, wenn der Vater hier gelegentlich mittut. Wie mit der Eisenbahn mache man's mit dem Auto. Auch hier genügt ein kleines Ding aus Blech. Jetzt verbindet man die Verwendungszwecke der Bahn und des Autos miteinander. Das Auto bringt Frachtgut und Personen zur Bahn, die Bahn befördert weiter. Vor allem muß Sinn und System in dem Spiel sein. Bei häuslichen Arbeiten, die der Vater gelegentlich ausführt, beim Putzen und Reparieren des Fahrrades, bei allen möglichen Anlässen gibt es Interessantes für einen Jungen. Wenn der Junge die Mutter beim Kuchenbacken beobachtet, dann lasse man ihn ruhig zusehen und, wenn's geht, kleine Handreichungen machen. Ebenso beim Kochen und Nähen. Man sage und zeige ihm wie sich der Arbeitsgegenstand stufenweise entwickelt. Wenn der Junge auch nicht Koch oder Schneider wird, so schadet es dem späteren Mann wirklich nicht, wenn er auch davon eine Ahnung hat. Ähnlich mache

man den Jungen mit seiner ganzen Umgebung vertraut. Das macht aufgeschlossen und geistig regsam.

Was soll aber mit den Kindern geschehen, die man studieren lassen möchte? Sollen die in der gleichen Weise behandelt werden? Für einen Jungen, der eine technische Schule besuchen wird, leuchtet diese Vorbereitung noch halbwegs ein. Was hat aber ein künftiger Jurist, Arzt, Geistlicher mit Eisenbahn, Auto und dergleichen zu tun?

Solange der künftige Gelehrte noch klein ist, unterscheidet er sich wenig von seinen Altersgenossen anderer Stände. Er ist so aufgeschlossen und so leer wie die andern. Auch er kann vorläufig nur in Bildern denken. Wie die andern, so packen ihn die Erscheinungen der Außenwelt. Sie sind auch für diesen Jungen die Hebel, mit denen die Erziehung gesteuert wird. Der Junge beschäftigt sich mit Abbildern der Wirklichkeit, Eisenbahn, Autos usw. Forschungs- und Gestaltungstrieb werden gekräftigt, der Geist wird lebhafter. Geistige Regsamkeit und Tatkraft sind jedermann unerlässlich, besonders dem Geistesarbeiter. Zusammenfassend sage ich, es kommt darauf an, daß das Kind sich sinn-voll betätigt und dadurch wesentlich geformt d. h. erzogen wird. Das ist die individuelle Bedeutung des Spiels. Es gibt auch eine soziale Bedeutung desselben.

Ich denke mir einen Jungen, dessen Vater Chauffeur ist. Das Auto wird reparaturbedürftig. Der Junge verfolgt interessiert, wie der Schlosser den Fehler sucht, findet und beseitigt, so daß das Auto wieder fahren kann. Ob der Junge nicht in dem Schlosser einen tüchtigen Menschen erblickt, einen, der etwas kann, den man achten muß? So wird er auch alle andern Männer im blauen Kittel schätzen, wo immer er sie arbeiten sieht, wenn er nicht von Hause aus systematisch der Berührung mit dem „Volk“ entzogen wird. Die restlose Isolierung gegen die Außenwelt ist erzieherisch keineswegs gut. Das Kind soll allmählich in die Welt und ins Leben eingeführt werden. Die Welt aber ist weit und das Leben reich. Nur der Mensch kann Früchte bringen, der die Zusammenhänge im Weltganzen erkennt, der sein Leben als kleines und dennoch edles Reis am Baum des Lebens fühlt und es so in Verbindung bringt mit dem Boden, der alles Leben nährt.

Wilhelm Geist, Frankfurt.

Hallo! Schwimmt! Schwimmen ist gesund!

Der gesundheitliche Wert des Schwimmens ist allgemein bekannt; weniger aber gilt dies von gewissen Regeln, ohne deren Beachtung der gesundheitliche Nutzen des Schwimmens leicht in sein Gegenteil verkehrt werden kann. — Zunächst ist eine zu lange Ausdehnung des Bades für den Körper un-zweckmäßig durch die große Wärmeentziehung, die er dabei erleidet.

Der Mensch, der für 1 Stunde Lebenstätigkeit normalerweise etwa 100 Wärmeeinheiten (Kalorien) braucht, muß diese Menge in einem Bade von 12° Celsius schon bei einer Dauer von 4 Minuten erzeugen, um dem Körper seine Wärme zu erhalten. Die empfehlenswerteste Wassertemperatur für den Schwimmer ist eine solche von 18° Celsius. Das hat man durch Versuche an Schwimmern festgestellt, die eine Strecke von 400 Meter mit der gleichen Geschwindigkeit, aber bei verschiedenen Wassertemperaturen durchschwammen. Dabei zeigten sich die folgenden Einbußen des Körpergewichts:

bei 20° Celsius	550	Gramm
„ 24°	420	„
„ 18°	150	„
„ 17°	160	„
„ 12°	550	„
„ 9°	850	„

Bei Schwimmern, welche diese, in unseren Hallenbädern eingeführte Temperatur von 18° Celsius gewöhnt sind, wirkt wärmeres Wasser leicht ermüdend; und so werden die Leistungen beeinträchtigt.

Besonders Kinder können beim Baden meist nie ein Ende finden. Darum sollten die Eltern und Lehrer folgendes beachten: Für ein blaßes, mageres Kind, dem das Schwimmen an und für sich gut tut, ist anfänglich eine Beschränkung der Badezeit zu empfehlen; natürlich ist allemal einerseits die Temperatur des Wassers und andererseits dabei das Auftreten von Kälteerscheinungen beim Kinde zu berücksichtigen. Jedes Kind, bei dem Frostempfinden besteht, oder bei dem an der blauen Färbung der Lippen, an der Gänsehaut oder an dem Zähneklappern zu er-

kennen ist, daß ein weiteres Verbleiben im Wasser ein Uebermaß von Wärmeentziehung bedeuten würde, muß sogleich herausgehen und nach kräftigem Frottieren der Haut seine Kleider wieder anziehen. Gesundheitlich sind oft die Schwimm-Sünf-Minuten viel wertvoller als die restlos ausgenutzte Schwimmstunde. Bei irgendwelchem Kältegefühl ist nach dem Bade lebhaftes Bewegen das einzig Richtige.

Viele Menschen haben kranke oder fehlerhafte Organe, ohne daß sie es überhaupt wissen; die können bei jeder Art von Leibesübungen leicht zu Schaden kommen. Wer das vermeiden will, der sollte vor der sportlichen Betätigung, also auch vor dem Baden und Schwimmen, zunächst einmal durch ärztliche Untersuchung feststellen lassen, ob auch volle körperliche Eignung besteht. An vielen Orten gibt es unentgeltliche sportärztliche Beratungsstellen; die sollte man für diesen Zweck doch aufsuchen.

Wer früher einmal ein Ohrenleiden hatte, und heute infolge-

dessen ein Loch im Trommelfell, der sollte beim Schwimmen stets einen in Öl getränkten oder einen eingefetteten Wattenpfropf fest in den Gehörgang stecken, damit kein Wasser ins Ohr gelangen und keine Mittelohrentzündung entstehen kann.

Auch Herzranke dürfen schwimmen, wenn es sich bei ihnen um einen ausgeglichenen Herzklappenfehler handelt. Das hat jedoch der Arzt erst festzustellen. Der Herz-



franke muß allerdings vorsichtig sein. Er soll zunächst seinen Körper gründlich, aber allmählich abkühlen und danach ganz langsam ins Wasser gehen, damit eine Ueberflutung des Herzens mit dem aus der Haut zunächst zurückströmenden Blute nicht eintritt; dadurch könnte nämlich eine für das geschädigte Herz untragbare und sogar gefährliche Belastung entstehen. Ist die erste Wirkung des kalten Bades überwunden, hat der Körper, hat das Herz sich auf Wassertemperatur und Wasserdruck eingestellt, dann ist besondere Rücksicht nicht mehr nötig. Dann kann sich der Herzkranke der Wohltat und der Vorteile des Schwimmens ebensogut erfreuen wie der Gesunde.

Kinder mit schadhafte Gliedmaßen sind nicht grundsätzlich vom Schwimmen ausgeschlossen. Ein von mir untersuchter Schüler, dem früher ein Fuß abgefahren war, galt als der beste Schwimmer seiner Klasse.

Für Rückenschwächlinge ist regelmäßiges Schwimmen das beste Gegenmittel.

Nervöse Menschen, die immer nicht einschlafen können, die sich wälzen, die viel träumen, im Schlafe sprechen und am anderen Morgen wenig erquickt ihre Ruhestatt verlassen, die finden nach dem Schwimmen meist jene „Bett schwere“, die ihre Nerven brausen, um nach Stunden tiefen und ruhigen Schlafes wirklich erfrischt den neuen Tag zu begrüßen.

Für Nichtschwimmer droht beim Baden im Freien leicht Gefahr, durch tiefe Stellen, die sie nicht vermutet haben. Schwimmen lernen ist der beste Schutz gegen die Gefahr des Ertrinkens.

Schwimmen, regelmäßig und vernünftig betrieben, kann jedem von uns eine stets fließende Quelle der Gesundheit werden und dazu beitragen, die mancherlei Schäden an der Arbeitskraft unseres Volkes zu mindern und ihnen vorzubeugen. Franzmeyer.

„Stottern“ ist nicht so leicht!

Vor dem Kriege geschah es selten, daß jemand auf Abzahlung kaufte. Man sparte, und wenn man etwas beisammen hatte, kaufte man, was man benötigte. Jetzt haben sich die Dinge vollständig verschoben. Sparen läßt die wirtschaftliche Lage des einzelnen und der Gesamtheit kaum noch zu. Man lebt im allgemeinen von der Hand in den Mund. Braucht man aber größere Gegenstände, so kauft man auf Abzahlung und schiebt die Sorge für die Ausbringung der Raten auf spätere Zeiten.

Das hat dazu geführt, daß allmählich das „Stottern“ zur Gewohnheit geworden ist. Man kauft auch billigere Sachen auf Abzahlung, nach Möglichkeit in größeren Mengen, beispielsweise Oberhemden gleich ein paar Dugend, und so fort. Vor einer derartigen Ausnutzung der Abzahlungsmöglichkeit kann aber nur gewarnt werden. Möbelanschaffung auf Raten beispielsweise ist nicht zu beanstanden. Aber was soll man dazu sagen, daß kürzlich eine Arbeiterfrau, wie mir durch einen Prozeß bekannt wurde, ein teures Schönheitsmittel auf Abzahlung kaufte?

Nur zu leicht kann man des Guten zuviel tun. Am Ersten des Monats oder am Wochenende geht dann ein großer Teil des Lohnes an den Abzahlungshändler, und was übrig bleibt, reicht oftmals zum Lebensunterhalt nicht recht aus. Ganz schlimm wird es aber im Falle der Entlassung, denn auch dann tritt geföhlich eine Befreiung von der Pflicht zur weiteren Ratenzahlung nicht ein. Und obendrein gehört einem noch nicht einmal die gekaufte Sache. Die Abzahlungsfirma hat sich das Eigentum daran vorbehalten und klagt nun vielleicht auf Herausgabe, wobei sie, was zulässig ist, die bisher gezahlten Raten auf die Abnutzung verrechnet. So behält schließlich der Käufer gar nichts und hat noch den Schaden. Wenn er sich aber hilft und, bevor der Gläubiger geklagt hat, den gekauften Gegenstand weiterveräußert, macht er sich gar der Unterschlagung schuldig und riskiert, daß gegen ihn ein Strafverfahren anhängig gemacht wird. Man sieht also, wie gefährlich es ist, auf Abzahlung zu kaufen, wenn man sich nicht überlegt, ob man auch im schlimmsten Falle zur Einhaltung der Raten in der Lage sein wird.

Aber auch den Abzahlungsfirmen gehen auf diese Weise Millionenwerte verloren. Man kann sich denken, wie sich das in unserer heutigen Krisenzeit auswirkt. Insolvenzen = Zahlungsunfähigkeit sind massenhaft eingetreten, Arbeiter- und Angestelltenentlassungen sind die Folge.

Natürlich versuchen sich die Abzahlungsfirmen gegen die unerwünschten Folgen der Abschlüsse auf jede Weise zu schützen. Das ist insbesondere auch durch die Formulierung der Bestellscheine geschehen. Diese sind zum Teil so einseitig zugunsten der Firmen abgefaßt, daß vor ihrer bedingungslosen Unterzeichnung nur gewarnt werden kann. Zur Orientierung des Käufers seien die wichtigsten Bestimmungen der üblichen Scheine daher hier besprochen.

Nehmen wir einen praktischen Fall. Eine Ehefrau hatte sich in Abwesenheit ihres Mannes von einem Reisenden beschwähren lassen, einen Bestellschein zu unterschreiben, worin sie sich verpflichtete, einen größeren Posten Wäsche abzunehmen. Sie hatte sich jedoch vorbehalten, daß der Kauf nur dann gültig sein sollte, wenn ihr Mann damit einverstanden wäre. Dagegen hatte der Reisende nichts einzuwenden. Als der Mann abends nach Hause kam und von der Sache hörte, wollte er natürlich von den unnötigen Anschaffungen nichts wissen. Die Frau schrieb daher sofort in diesem Sinne an die Firma, erhielt aber nach einigen Tagen zu ihrem Schrecken den Bescheid, daß man von der Lieferung nicht Abstand nehmen könne. Von ihrem Vorbehalt stehe nichts im Bestellschein.

Dagegen seien nach dessen Inhalt mündliche Nebenabreden mit dem Reisenden ungültig. Die Frau war also gezwungen, die Wäsche abzunehmen. Sie hätte ihren Vorbehalt in den Schein hineinschreiben müssen.

Daraus ergibt sich die Lehre: Bestellscheine durchlesen, bevor man sie unterschreibt! Davon will allerdings der Reisende meist nichts wissen. Plötzlich hat er keine Zeit, während er bis jetzt stundenlang schwätzen konnte. Man lasse sich aber dadurch nicht verblüffen. Der Reisende hat Zeit. Und sollte er einmal wirklich keine haben, so bekommt man für sein gutes Geld überall dieselbe Ware. Die Gerichte verlangen im allgemeinen, daß der Besteller den Schein durchliest, bevor er ihn unterschreibt. Tut er es nicht, so muß er den Inhalt gegen sich gelten lassen, auch wenn er für ihn ungünstig ist. Wenn man ohne Brille nicht lesen kann, so scheue man sich nicht, diese zunächst herbeizuholen, denn Schwachsichtigkeit ist nachher vor Gericht auch kein Entschuldigungsgrund. Mits unter sind gerade die wichtigsten Vorschriften ganz klein gedruckt, so daß man den Eindruck hat, sie sollen überlesen werden. Auf sie richte man also sein besonderes Augenmerk.

Sehr unangenehm kann sich auch die Vorschrift über den Gerichtsstand auswirken, die in allen Scheinen enthalten ist. Nach der Zivilprozessordnung muß nämlich der Schuldner an dem Ort verklagt werden, an welchem er wohnt. Jedoch kann ein anderer

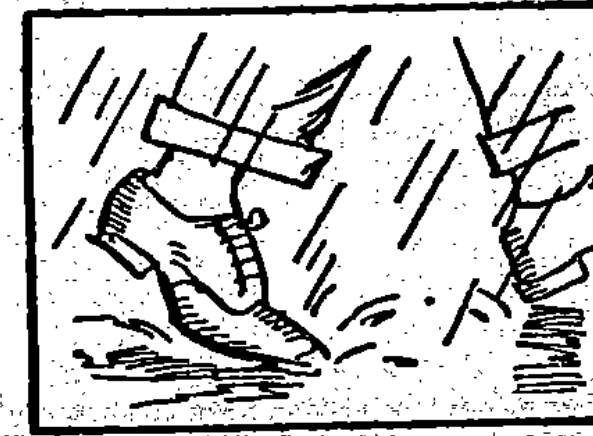
Ursachen rheumatischer Erkrankung



Erkältung durch Zugluft



Plötzliche Abkühlung nach starker Erhitzung



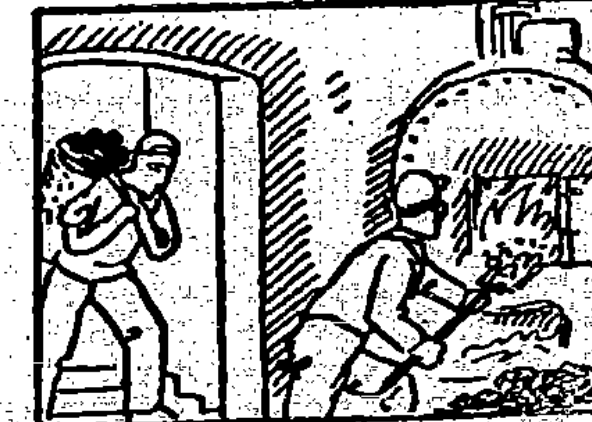
Erkältung durch nasse Füße



Übermäßiger Fleisch- u. Alkoholgenuß bei mangelnder Bewegung



Unzweckmäßige Kleidung



Arbeiten bei stark wechsellönden Temperaturen

Gerichtsstand zwischen den Parteien vereinbart werden. Die Abzahlungsfirmen nehmen nun die Vorschrift in den Bestellschein auf, daß ihr Stg Gerichtsstand sein soll. Das bedeutet im Ernstfalle für den Besteller eine große Unbequemlichkeit und kann zu den schädlichsten Welterungen führen. Man denke sich den Fall, daß jemand einen elektrischen Waschapparat auf Abzahlung gekauft hat. Er funktioniert aber nicht, und der Besteller stellt ihn zur Verfügung. Trotzdem wird er verklagt, und zwar weitab von seinem Wohnsitz. Er wendet sich schriftlich an das Gericht, aber seine Eingabe kann nicht berücksichtigt werden, da unsere Zivilprozessordnung nur mündliches Verfahren kennt. Es ergeht also Versäumnisurteil, es wird gepfändet, zur Aufhaltung der Pfändung bedarf es der Sicherheitsleistung. Oder aber der Schuldner beauftragt einen Rechtsanwalt mit der Wahrnehmung des Termins und muß diesem Vorschuß zahlen. Auf jeden Fall also hat er zunächst Unkosten. Und wer garantiert ihm, daß er sie selbst im Falle des Obfliegens wieder hereinbekommt?

Ein Arbeiter hatte im Bestellschein gelesen: „Sie können die Lieferung innerhalb einer Woche ablehnen.“ Mit Rücksicht auf diese Stelle hatte er einfach unterschrieben, um den lästigen Reisenden loszuwerden, und hatte tags darauf an die Firma ein Schreiben gerichtet, daß er vom Vertrage zurücktrete. Diese antwortete ihm jedoch, daß sie auf Erfüllung bestehe. Sie war im Recht, denn die oben genannte Stelle im Bestellschein gab nicht

dem Besteller, sondern der Firma eine Ueberlegungsfrist. Der Besteller, welcher den Schein unterschrieb, war ja derjenige, welcher die Firma anredete, nicht umgekehrt. Während also der Besteller eine feste Bindung einging, konnte die Lieferfirma erst Erkundigungen einziehen und dann eventuell die Lieferung noch ablehnen. Auf diese Weise hatte der Arbeiter einen teuren Radioapparat auf dem Halbe, eine Anschaffung, die weit über seine Verhältnisse ging. Die Folgerung, die daraus zu ziehen ist, lautet: Nicht nur durchlesen, sondern auch genau durchlesen!

Manche Firmen lassen die Bestellscheine nicht nur vom Käufer, sondern außerdem noch von einem Bürgen unterschreiben. Das ist sehr gefährlich; wenn der Reisende auch hundertmal versichert, es handle sich nur um eine Formsache. Darum handelt es sich natürlich keineswegs. Vielmehr hält die Firma sich ohne weiteres an den Bürgen, wenn der Käufer nicht zahlt. In einem Bankbetriebe hatte einmal ein Beamter für nicht weniger als fünf Kollegen mitunterschrieben. Drei davon hatten das Unglück, abgebaut zu werden. Die Firma ging gegen den Bürgen vor. Es gab Gehaltspfändungen, bis dem Chef die Sache lästig wurde und er den gutmütigen Menschen entließ. Das hatte er nun von seiner Liebeshwürdigkeit. Also Vorsicht bei der Uebernahme von Bürgschaften! Die Firma schließt in der Regel auch ohne sie ab. Im übrigen gebe ich den guten Rat: Laßt euch nicht mit Abzahlungsgeschäften ein!
Amtsgerichtsrat Ueberhorst.

Achtet auf das Gas!

Einer der treuesten und zuverlässigsten Helfer im Haushalt ist das Gas. Aber kauft die richtigen Geräte in den richtigen Geschäften und nicht von Hausierern und befolgt peinlich die mitgelieferten Gebrauchsanweisungen. Dann geschieht euch nichts!



Achtet nach Gas! Wer kennt nicht diesen unangenehmen süßlichen Gasduft, der einem in vielen Stadtwohnungen als eine scheinbar unvermeidliche Beigabe gleich beim Eintritt entgegenschlägt? Die Bewohner spüren ihn offenbar nicht mehr, und das ist schlimm. Denn sie atmen so dauernd Giftstoff ein und laufen jederzeit Gefahr von Explosionen bedroht zu werden. Zuerst ist eine kleine Undichtigkeit da, auf die man nicht achtet. Sie wird immer größer, und eines Tages ist das Unglück da.

1. Kauft du Gasgeräte, so laß sie dir im Betrieb vorführen und laß dir genaue Gebrauchsanweisung geben. Kauf nur vom bewährten Fachmann und verwende nicht die von Händlern angebotenen sogenannten Gasparter, die in vielen Fällen giftiges Kohlenoxydgas erzeugen.

2. Alle größeren Gasgeräte, wie Kochherd und Backofen, Heizöfen und Badeöfen müssen fest mit der Gasleitung verbunden sein, Schlauchverbindung ist höchstens für den Anschluß kleiner Geräte zulässig, besser aber ganz zu vermeiden.
3. Prüft häufig die Hähne der Gasleitungen, die auch nicht zu leicht spielen dürfen, und besonders Schläuche, ob sie nicht lose sitzen; sie sind am besten mit einer Klemme zu befestigen. Brüchige Schläuche ersetze man sofort.
4. haltet die Brenner stets peinlich sauber und laßt schadhast gewordene sofort vom Fachmann auswechseln.
5. Vorsicht beim Abstellen der Gashähne! Der Hauptabsperrhahn vor dem Gasmesser sowie alle anderen Gashähne sollten nur bei längerer Abwesenheit von der Wohnung geschlossen werden. Die Absperrhähne hinter dem Messer, z. B. am Küchenherd, müssen jedesmal geschlossen werden, wenn kein Gas benötigt wird.
6. Vorsicht auch bei Bedienen des Münzmessers. Hat man verstaubt, eine neue Münze rechtzeitig einzuwerfen, so daß die

Für unsere Jungen:

Barbarossas Kreuzzug

Konrad von Bolanden.

XXVII.

Mit ernster Stimme sprach Barbarossa zu seinem Sohn Friedrich: „Wissen wir uns selbst überlassen, ohne Hoffnung auf Beistand in der größten Bedrängnis, dann wirkt dieses Bewußtsein wie ein scharfer Sporn, bis zum äußersten unsere Kräfte anzuspornen.“

Nachdem sich beide gelobt, an dieser Verabredung unverbrüchlich festzuhalten, verließ der Herzog das Zelt und begab sich nach dem Sammelplatz seiner Scharen.

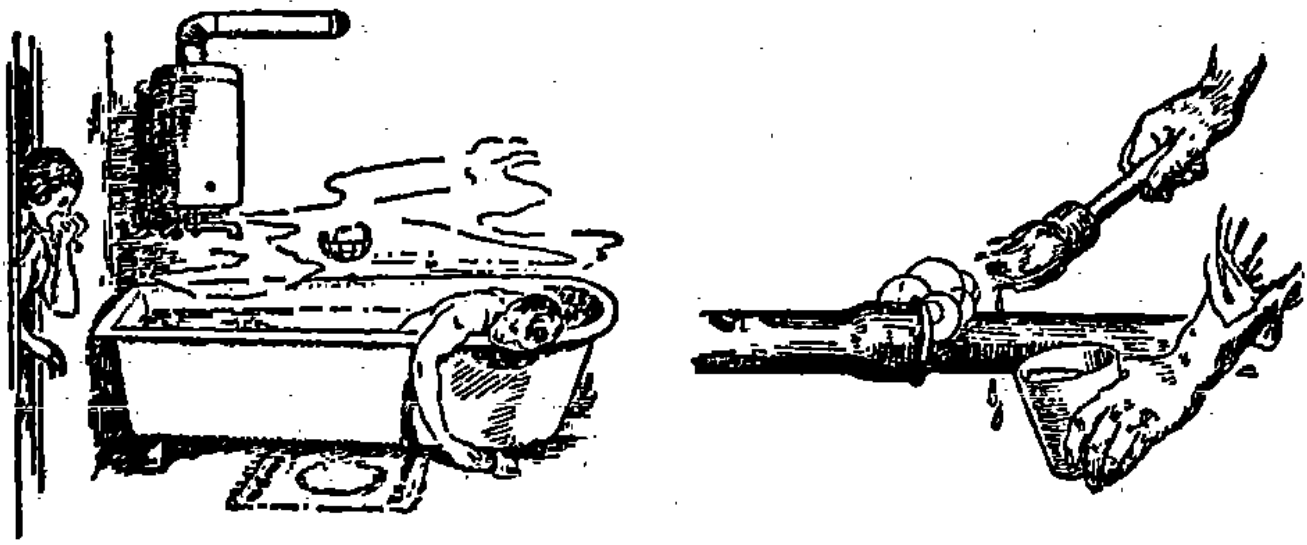
Auch der Kaiser unterzog sich mit großer Umsicht und vielem Elfer den Pflichten des Feldherrn. Gestern schon hatte er befohlen, daß die Pilger durch reichliche Nahrung für die Anstrengungen des Kampfes sich stärken. Hierbei sollte jeder von seinen Lebensmitteln dem Waffenbruder mitteilen, der weniger oder nichts habe, weil am nächsten Tage alle gleichen Ueberfluß haben würden entweder durch die Beute in Konium, oder durch die erlangte Martyrerpalm im Himmelreich.

Als die Pilger in geordneten Schlachtreihen den Wildpark verließen und nach verschiedenen Richtungen auf der Ebene sich ausbreiteten, erschienen vor dem Kaiser neuerdings Unterhändler des Sultans und boten Frieden an. Friedrich Rothbart wies sie jedoch zurück mit dem Bemerkten, da keine Unterhandlung möglich sei, solange Ritter Gottfried widerrechtlich gefangen gehalten werde. Die Boten eilten nach der Stadt zurück, und nach kurzer Frist erschienen sie wieder in Begleitung des befreiten Ritters Gottfried. Da jedoch dem Kaiser die Bewegungen des feindlichen Heeres nicht entgingen und dessen scheinbar zurückweichende Massen in weitem Halbkreise die Pilger zu umzingeln trachteten, so erkannte er, daß die angeknüpften Unterhandlungen nur hinterlistige Täuschungen seien, zugleich darauf berechnet, die Kreuzfahrer bis zum Beginn der Tageshöhe hinzuhalten. Darum schickte Barbarossa einen Eilboten an den Herzog von Schwaben mit dem Befehle, die Stadt unverweilt anzugreifen. Auch der greise Feldherr setzte sich an der Spitze seiner Abteilung in Bewegung und rückte mit fliegenden Fahnen im Glanze der Morgenjonne dem Feinde entgegen.

Bald erfuhr Herzog Friedrich die Richtigkeit der Voraussicht seines Vaters. Sämtliche Gärten, die sein Zug berührte, waren mit Bogenschützen und Steinschleudern besetzt. Sofort entspann sich ein lebhafter Kampf zwischen ihnen und den deutschen Armbrustschützen. Die Ueberlegenheit der deutschen Waffen sowie Tapferkeit und Geschicklichkeit ihrer Träger ließen den Kampf nicht lange unentschieden. Die deutsche Armbrust war eine so mörderische Schusswaffe, daß ihr Gebrauch später streng verboten wurde. Sie bestand aus starkem Stahlbogen mit flingerdicker Sehne sowie aus einem Laufe und Kolben von Holz. In der Hand geübter Schützen war ihre Treffsicherheit ebenso außerordentlich wie ihre Tragweite. Als Geschosse dienten keine Pfeile, sondern Bolzen, deren Stahlspitzen sogar die Kettenpanzer der Leichtbewaffneten durchbohrten. Die Türken hingegen gebrauchten Pfeile und Bogen, die nicht entfernt mit den Bolzen der Armbrust sich messen konnten. Daher kam es, daß die Armbrustschützen, welche die Gartenmauern erstiegen und in die Gänge eindringen, mit sicheren Schüssen die Feinde töteten. Hierbei fielen die Türken in solchen Massen, daß nach dem Berichte des Geschichtsschreibers Ricetas einem Bewohner Koniums die Wegschaffung der Leichen aus seinem Garten zweihundert silberne Stateren kostete.

Während noch der Kampf in den Gärten andauerte, zog Friedrich von Schwaben an der Spitze seiner Scharen gegen die Stadt. Er hatte eine breite Straße gewählt, die nach dem Haupttore Koniums hinlief. Sobald diese Straße die Gärten verließ mündete sie zunächst auf eine freie Fläche, die zwischen den Gärten und dem Wallgraben vor der Mauer hinzog. Als nun die Türken die Richtung des feindlichen Anmarsches und die Stelle des bevorstehenden Angriffs erkannten sowie die verhältnismäßig geringe Zahl ihrer Gegner, da strömten sie in dichten Haufen aus dem Tor und besetzten den freien Raum auf der Treppe des Turmes, der sich über dem Tore erhob, standen Sultan Malek-Schah und dessen Vater Kildsch Arslan, um den Verlauf des Kampfes zu beobachten sowie durch ihre Gegenwart die Türken zur größten Tapferkeit anzuspornen.

Im Vordertreffen der Türken gewahrte man eine Schar Mameluken, von Saladin dem Sultan zu Hilfe geschickt. Sie waren ausgezeichnet bewaffnet und bewehrt, stritten mit Schwertern und Lanzen und trugen vorzügliche Ringpanzer. Diese Krieger waren gefürchtet wegen ihrer Tapferkeit und Todesverachtung. Die Mameluken ergaben sich niemals,



brennenden Flammen bereits erloschen sind, so schließe man vor neuem Einwurf deren offenstehende Zähne; denn sonst strömt unverbranntes Gas aus.

7. Ueberlasse nicht kleingestellte Gasflammen Stundenlang sich selbst; sie verlöschen leicht durch Zugluft oder durch Ueberlaufen des Kochtopfes.
8. Das Gas im Brat- oder Backofen mit seinen vielen Flammen zünde sofort nach Öffnen des Zahnes an, sonst bildet sich in dem Ofen Gasluftgemisch, das ausreicht, eine Explosion hervorzurufen, die den ganzen Herd zertrümmern kann.

9. Schlägt die Flamme durch, so schließe den Hahn sofort und zünde sie erst wieder nach Erkalten des Brenners an.
10. Bei Installationen von Gasbadeöfen und Gasbadeapparaten muß ein vollständiger Abzug der giftigen Heizgase gewährleistet werden und so eingerichtet sein, daß ihr Rückschlag durch Wind verhindert wird.

Am Gasbadeofen erst Wasserhahn öffnen, dann erst Gas anzünden, sonst Gefahr der Explosion. Tritt sie ein, sofort die Feuerwehr alarmieren. Wenn irgend möglich, Badestubentür nicht absperrn!

11. Riecht es nach Gas, so betrete man den Raum nicht mit offenem Licht und öffne sofort die Fenster. Man leuchte nicht mit brennendem Streichholz die Leitungen ab, sondern benutze Seifenwasser, das an undichten Stellen Blasen schlägt.
12. Kannst du bei Gasgeruch nicht ohne weiteres einen Fehler erkennen, so wende dich an den Fachmann. Das gilt nicht nur für deine Wohnung, sondern überall, auch im Keller oder in der Nachbarschaft, wo du verdächtigen Gasgeruch wahrnimmst. Du rettest so womöglich vielen Gesundheit und Leben.

Aus den Urtagen der Menschheit: Kleinod Feuer

Keiner weiß, wo die Menschen zuerst auf der Welt Feuer angemacht haben und wie sie das anfangen. Manche Forscher glauben, die Urzeitmenschen hätten lange Zeit hindurch das Feuer besessen und angewandt, ohne es doch selbst bereiten zu können. Sie wären dann auf gelegentlich durch Blizstrahl oder Vulkanausbruch entfachtetes Feuer angewiesen gewesen, das sie sorgsam ernähren und erhalten mußten. Die Frage wird kaum jemals geklärt werden.

Feuer anzumachen ist nicht überall so einfach wie bei uns, wo man an jeder Straßenecke Zündhölzer kaufen kann. Negervölker im inneren Afrika bedienen sich noch heute eines ganz umständlichen Verfahrens. In einen Block aus welchem Holz wird eine Kerbe eingeschnitten. Dann setzt sich der Mann, und während er den Block mit den Füßen festhält, dreht er quirlend einen Stab aus hartem Holz in der Vertiefung, bis der abgefeilte Holzstaub zu glimmen beginnt. Aber damit hat man noch lange kein Feuer. Der Funke muß auf leicht brennbaren Stoff gebracht werden, auf trockenes Moos, dürres Gras oder ähnliches, wo man ihn schließlich durch Anblasen zu einer Flamme entfacht.

Mancherlei sind die Arten, wie man Feuer macht, aber fast alle beruhen auf derselben Beobachtung, daß durch Reibung Wärme entsteht. Jeder, der schon einmal mit einem Nagelbohrer ein Loch in Holz bohrte, wird bemerkt haben, wie sich das Werkzeug bei der Arbeit erhitzt. Das ist es, was alle diese Leute benutzen. Man reibt Holz gegeneinander, man hat Vorrichtungen, um schabend einen Stab auf einem Brett zu reiben, den „Feuerpfug“; man bewegt sägend die Ranke einer Lane, einer Schlingpflanze, auf einem eingelebten Bambusrohr, bis der Funke ausglimmt. Sehr erleichtern kann man sich die Arbeit, indem man feinen, scharfkörnigen Sand dazwischenstreut, der die Reibung vergrößert. Er muß nur recht trocken sein, sonst ist alle Mühe umsonst.

Manche Eskimos stemmen einen Stab so fest gegen ein Brett und gegen einen tierischen Wirbelknochen, den sie zwischen den Zähnen festhalten, bis er sich krummbiegt. Dann drehen sie mit der Hand, wie ein Zimmermann den Bohrer bewegt, bis der beabsichtigte Erfolg eintritt. Südamerikanische Hirten, die sich in der Einöde oft keine Zündhölzer verschaffen können, stemmen dabei den Stab gegen die durch ein Leder geschützte Stirn und „leiern“, bis sie Feuer haben. Das sind aber alles sehr mühsame Verfahren,

sie wußten nur zu siegen oder zu sterben und bildeten die Kerntruppen Saladins. Mit stolzem Hohnlächeln blickten sie auf die anrückenden Christen, und ihre dunklen Gesichter erglühten von wildem Fanatismus, wenn sie die Kreuzesbanner betrachteten, welche über den Scharen der Pilger heranwogten.

In festgeschlossenen Gliedern, langsam und schweigend, nahten die christlichen Scharen, einem schweren Wetter vergleichbar, das in aller Stille über die Landschaft sich ausbreitet und dann plötzlich die furchtbaren Gewalten entbindet, die in seinem Schoße verborgen lagen. Das einzige Geräusch, welches die nahende Macht verriet, waren die schweren Tritte der gepanzerten Recken. Dumpf dröhnend klang das Stampfen der eisernen Riesen von den Gärten heraus und widerhallte dräuend an Koniums Ringmauer. An der Spitze der ersten Schar ritt Herzog Friedrich von Schwaben, ihm zur Seite Rudolf von Scharfenfeld und Ulrich von Lützelhardt. Die zweite Schar führte Graf Lorenz von Holland. Beide Scharen zusammen mochten 12 000 Streiter zählen und bestanden größtenteils aus Rittern, während fast das gesamte Fußvolk dem Kaiser in die Feldschlacht gefolgt war.

Solange die Pilger auf der Straße zwischen den Gartenmauern marschierten, verhielten sich die Türken ruhig und beobachtend; sobald sie jedoch auf Bogenschußweite herankamen, erhoben sie, ihrer Gewohnheit gemäß, ein wildes, herzerreißendes Allahgeschrei. Zugleich prasselte ein Hagel von Pfeilen auf die vorderen Pilgerreihen. Die Ritter zogen ihre Schwerter, hoben die Schilde, und mit dem Rufe: „Mit Gott und Sankt Georg!“ stürzten sie auf die Mamelucken los. Im Augenblick entspann sich ein unbeschreiblich graußiges Handgemenge. Mit Grimm und fanatischer Wut sochten Saladins Kerntruppen. Mit Schwertern und Lanzen schlugen und stachen sie auf die eisernen Säulen, ohne dieselben erschüttern zu können, während sie selbst unter den gewaltigen Streichen der niederfallenden Riesenschwerter zu Boden sanken. Weder Schilde noch Panzer schützten gegen die mächtigen, mit Riesenkraft geschwungenen Klängen der deutschen Hünen, und nach Verlauf einer halben Stunde waren sämtliche Mamelucken erschlagen. An die Stelle der Gefallenen drängten Tausende nach. Der Kampf wütete fort, begleitet von beständigem Allahgeschrei, vom Geheul Verwundeter, vom Gestöhn Fallender und vom wilden Getöse jener, die in fanatischer Raserei sich vordrängten,

bis auch sie zu den Leichen fielen. In dieses schauerliche Getümmel mischten sich die dumpfen oder krachenden Stöße der Ritter, je nachdem sie unbewehrte Körperteile trafen oder Panzer und Schilde zerschmetterten. Wesentlich verschieden war im Laufe dieses entsetzlichen Schlachtens das Verhalten der Deutschen von jenem der Orientalen. Während letztere durch fortwährendes Geschrei und Allahgebrüll sich ermutigten und nebenbei die Feinde hierdurch zu erschrecken trachteten, stritten die Pilger ohne Anwendung ihrer Stimmen, aber das Knirschen ihrer Zähne und die lodernen Flammen ihrer Augen verrieten den hohen Grad ihres Grimmes. Nur selten ließen sie ihr Kampfgeschrei erschallen: „Mit Gott und St. Georg!“ — und dies geschah jedesmal, so oft die feindlichen Massen ungestüm andrängten. Mit unwiderstehlicher Gewalt rückten die Pilger langsam, aber stetig vor, und nach vierstündigem, blutigem Ringen gelangte das Mitteltreffen ihrer Scharen in die Nähe des Tores.

Malek-Schah und Kilidsch Arslan betrachteten mit Entsetzen das graßliche Schauspiel und das fortwährende Zurückweichen der Türken.

„Allah, — o Allah, eile zu Hilfe deinen Gläubigen!“ rief der Sultan. „Hättest du meinen Rat befolgt“, erwiderte Kilidsch Arslan, „so würdest du nicht umsonst Allahs Beistand gegen Menschen anrufen, die wir im Kampfe nicht bestehen können. Siehe doch, schon nahen die eisernen Koloße dem Tore! Koch eine kleine Welle, und sie werden mit den Gläubigen in die Stadt eindringen.“

„Allah, siehst du nicht, wie in Strömen das Blut deiner Söhne fließt! Allah, gib uns nicht in die Gewalt der Christenhand!“

Malek-Schah beugte sich über die Brustwehr der Turmzinne. „Die Fallbrücke auf! Schließt das Tor!“ rief er hinab.

Sein Ruf verhallte jedoch im Schlachtgetöse, und sein Befehl wäre unausführbar gewesen, denn bei dem Gedränge konnte weder die Brücke ausgezogen, noch das Tor geschlossen werden.

Schon kämpfte der Schwabenerzog mit seinen Begleitern auf der Fallbrücke. Da drängten aber die Türken, von Verzweiflung getrieben, mit solcher Macht heran, und ein solcher Hagel von Pfeilen und Speeren fauste von den Mauerzinnen auf die Pilger, daß die Ritter für einen Augenblick zurückwichen.

„Vorwärts, meine Brüder!“ rief mit Donnerstimme der Herzog. „Mit Gott und St. Georg zum Siege!“

und wenn es einer fertigbringt, innerhalb einer Viertelstunde auf diese Weise ein helles Feuer anzufachen, so sagt man von ihm, er habe die Sache fein heraus.

Bei uns in Europa wurden bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein Stahl und Stein zum Feuermachen benutzt. Man schlug sie gegeneinander und fing den Funken auf sogenanntem Feuerschwamm auf. Das ist ein filziger, an Baumrinde wachsender Pilz, den man trocknen und weicklopfen muß, der aber dann die Eigenschaft besitzt, einmal entzündet, sehr schön weiterzuglimmen. Erst in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Zündhölzer allgemein. Aber sie waren damals noch lange nicht so wie unsere heutigen. Mit Schwefel und Phosphor bereitet, entzündeten sie sich manchmal auch unbeabsichtigt, und im Gebrauch verbreiteten sie einen abscheulichen Geruch.



Südamerikanische Indianer biegen das Quirlholz, stemmen es dann gegen die ledergeschützte Stirn und „leiern“, bis Feuer entsteht.

Ehe unsere Streichhölzer sich einfuhrten, wurden allerlei Arten der Feuererzeugung versucht. Man baute das „pneumatische Feuerzeug“. Es beruhte auf dem Umstande, daß sich zusammengepreßte Luft erhitzt. Wer einmal einen Fahrradreifen aufgepumpt hat, der weiß auch, wie heiß dabei die Luftpumpe wird. Durch eine sinnreiche Einrichtung verdichtete man die Luft solange, bis ein dünner Draht im Innern des Rohres zu glühen anfing. Es war reichlich umständlich.

Eine Zeitlang versuchte man es auch mit den „Tunhölzern“. Dünne Stäbchen wurden nacheinander in verschiedene Chemikalien eingetaucht, die sich dann zuletzt an der Luft von selbst entzündeten. Die Gefahr dabei bestand darin, daß man die flüssigen Feiten in kleinen Behältern bei sich führen mußte. Wenn etwas davon auslief, so konnte man sich unversehens die Kleider am Leibe anbrennen. Das alles ist durchaus noch keine hundert Jahre her!

Weil Feuer anmachen eine schwierige Angelegenheit war, so verlegte man sich in vielen Fällen darauf, sich von anderen, die

Den Schlachtrupf wiederholend, stürzten sich die Helden auf den Feind. Wie ein Löwe kämpfte Ludolf an der Seite seines Freundes. Seine Schwerthiebe folgten so rasch und mit solcher Wucht, daß er Leichen auf Leichen häufte. Ebenso grimmig tritt Ulrich von Lützelhardt, der mit seiner eisernen Keule im Gedränge furchtbar austräumte. Gleichermasse stritten die übrigen Helden. Im Blute wattend, drangen sie über die Brücke, schlugen im Norwege die Türken nieder, und bald tobte ein schauerlicher Straßenkampf, der jedoch von kurzer Dauer war. Die Türken ergriffen die Flucht, verbargen sich in den Häusern oder entwichen in entgegengesetzter Richtung aus der Stadt. Der Sultan und dessen Vater sowie Konstantinopels vornehmste Bewohner flüchteten nach der Burg.

So wurde nach sechsständigem, heißem Kampfe die Hauptstadt des Goldschuckenreiches von den Kreuzfahrern erobert. Allein der Sieg war noch nicht vollständig. Die Entscheidung lag auf dem Schlachtfelde, wo Barbarossa mit seinen Helden den Kampf mit dem unzählbaren Feindesheere bestand.

Kotbeddin, der Bruder des Sultans und Oberbefehlshaber der türkischen Streitmacht, war ein großer Bewunderer Salabins, dessen erfolgreiche Kampfesweise gegen die Abendländer er nachzuahmen strebte. Von der Ueberzeugung und Erfahrung ausgehend, daß die abendländischen Krieger an Stärke und Waffen den Muselmännern weit überlegen sind, ließ sich Salabin nur mit großer numerischer Uebermacht in einen Kampf mit denselben ein. Im Gefechte zog er nach kurzer Frist seine Streiter zurück und ließ sofort frische Mannschaften vorrücken. Während so die Christen zu steten Anstrengungen gezwungen waren, ohne ausruhen zu können, mußten sie schließlich ermatten und in diesem Zustande fortwährend mit frischen Feinden kämpfen. Erschien endlich der Augenblick völliger Erschöpfung der Christen, dann griff Salabin mit seiner ganzen Streitmacht an und vernichtete sie. In derselben Weise hatte er die blutige Schlacht bei Tiberias gewonnen, deren Einzelheiten Kotbeddin genau kannte. Auch heute wollte er ein treuer Nachahmer Salabins sein und hatte in dem vorausgegangenen Kriege die den Emirten und Befehlshabern bestimmte Weisungen gegeben. Die Pilger sollten beständig angegriffen, der entscheidende Schlag jedoch erst dann geführt werden, wenn die Christen völlig erschöpft seien. Den ganzen Tag sollten Angriffe mit Rückzügen wechseln und den Pilgern kein Augenblick zur Erholung gönnt sein. (Fortf. folgt.)

Afrikanische Neger in kulturell ferneren Distrikten reiben Feuer durch pflügende Bewegung eines Holzes in einer Rille



gerade Feuer hatten, solches geben zu lassen. Es war einfacher, einen glimmenden Brand vom Nachbarn zu holen, als mit Stahl und Stein den Feuerschwamm anzustecken und das Stückchen dann zu einer Flamme zu pusten. Aus dieser Zeit hat sich die Sitte des „Feuergebens“ erhalten. Noch heute bittet man ganz unbedenklich auf der Straße oder in der Eisenbahn einen wildfremden, völlig unbekanntem Menschen um Feuer für die Zigarre. Niemand wird dies verweigern. Es ist ein Ueberbleibsel aus alter Zeit. Da also das Feuer nur unter großen Mühen erzeugt und mit größter Vorsicht erhalten werden konnte, war es ein kostbarer Besitz und genoss ja auch fast überall göttliche Verehrung. Im Tempel der Vesta zu Rom wurde ein ständig brennendes Herzfeuer von den Priesterinnen dieser Göttin, den ehrenhaften Vestalinnen, unterhalten.

Wir haben es heute doch leichter mit unseren Zündhölzern, als es unsere Vorfahren hatten. Ein einziger Strich, — und das Holz flammt auf. Es geht eigentlich zu leicht, denn schon manchmal ist durch unbeobachtet spielende Kinderhände ein Brand entzündet und großes Unglück veranlaßt worden.

Ob man wohl in fünfzig oder hundert Jahren wieder noch andere Feueranzünder benutzen wird als unsere Streichhölzer? Das Benzinfeuerzeug ist schon ein Hinweis darauf, und das „unverbrennbare“ Zündholz, das kürzlich erfunden wurde, zeigt ebenfalls, daß der Menscheng Geist nicht ruht und rastet, sondern immer noch bequemere, billigere und zuverlässigere Methoden erfindet.

M. Hoppenheit.

Bekanntmachung

Sonntag, den 13. September 1931, ist der 38. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter

Hauptteil:

Nicht nur Youngplan, sondern auch Versailler Vertrag (G. W.), S. 577. Kann es für die Arbeiter noch schlimmer werden? (Wbr.), S. 579. „Auslöschung“ der Tarife (G. Kreil, M. d. RWR.), S. 581. Auch in der Krise im Gewerkschaftskampfe nicht erlahmen! (Vertrauensmann B. Düring, Waldenburg), S. 582. Die deutsche Wirtschaftslage seit Anfang 1931 (G. Pelsler), S. 583.

Umschau:

Lieber verurteilter „Deutscher“! (Bums), S. 585. Er ist gegen die Gewerkschaften, aber für die Franzosen (B. Tr.), S. 586.

Verbandsgebiet:

Im 1. Quartal 1931 300 Mitglieder Zuwachs in Saarbrücken (St., Saarbrücken), S. 586.

Unterhaltung:

Siedlung Unitrust-Town (Red-Malleczewen), S. 584. Barbarossas Kreuzzug (Konrad von Bolanden), S. 590.

Frauenleben:

Unser Verband hilft den Frauen der Kollegen (Fasbender, Bonn), S. 587. Von der Berufserziehung des Kindes (Wilhelm Geist, Frankfurt), S. 587. Kallol Schwimmt! Schwimmen ist gesund! (Franz Meyer), S. 588. „Stottern“ ist nicht so leicht (Amtsgerichtsrat Ueberhorst), S. 589. Achtet auf das Gas! S. 590. Aus den Urtagen der Menschheit: Kleines Feuer (M. Hoppenheit), S. 590.

Bekanntmachung:

Seite 592.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, e. G. m. b. H., Duisburg.